This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·

Inhalt.

1. A. Rudloff Untersuchungen zu Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenäre. Rostock 1878

2. Alfr. Inowraclawer, Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenaere eine Quelle für deutsche Alterthumskunde. Breslau 1882

3. W. Stoewer, Das Kulturhistorische im Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner. 1891

BURDACH

UNIV. OF
CALIFORNIA

Untersuchungen

zu

Meier Helmbrecht

von

Wernher dem Gartenäre.

Inaugural-Dissertation

der

philosophischen Facultät der Universität Rostock

vorgelegt

von

A. Rudloff.

Rostock.
Carl Boldt'sche Hof-Buchdruckerei.
1878.

M302538

UNIV OF
CALIFORNIA

QT1679
W4Z7

T.L.

UNIV. OF CALIFORNIA

Um die Mitte oder gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts schrieb im südöstlichen Deutschland Wernher der Gartenäre[1]) ein Gedicht, welches von einem Bauernsohne handelt, der Ritter zu werden gedachte und, um bei den ungeordneten Zuständen jener Zeit seinen Vortheil zu finden, als räuberischer Knappe durch seine entsetzlichen Unthaten der Schrecken der Bauern und der ganzen Umgegend wurde. Bevor er jedoch sein Ziel erreicht, geht er jämmerlich zu Grunde und trägt seinen gerechten Lohn davon.

Es ist wohl etwas mehr als billig die Frage nach dem Stande des Dichters und der Heimat des Helmbrecht in den Vordergrund gestellt worden, während doch das interessante Gedicht mehr zu allgemeineren Betrachtungen Anlass bietet und namentlich in Bezug auf seinen litterarischen Zusammenhang einer näheren Beachtung werth ist. Auch wegen der culturhistorischen Verhältnisse, welche dieser Erzählung sowie den ihr verwandten Erzeugnissen zu Grunde liegen, scheint jener Weg fruchtbringender werden zu können als eine nur auf locale und dialectische Einzelheiten gerichtete Untersuchung.[2])

Wenn wir nämlich auch mit Keinz als erwiesen annehmen wollten, dass eine individuelle Begebenheit dem

[1]) S. III. über Zeit der Abfassung, Person des Dichters und Heimat des Meier Helmbrecht.

[2]) So Keinz in der Einleitung zu seiner Ausgabe (Meier Helmbrecht und seine Heimat), welche freilich hauptsächlich nur die Heimat des Gedichtes nachweisen will. Mit ähnlicher Absicht hat den entgegengesetzten Weg C. Schröder betreten (Heimat und Dichter des Helmbrecht, Germania X, 455).

UNIV OF CALIFORNIA

Gedichte zu Grunde liege, und wenn wenigstens ohne Zweifel das Erzählte im Allgemeinen als der Typus vieler ähnlichen Vorkommnisse zu damaliger Zeit in jenen Gegenden gelten darf, so ist doch andrerseits die Annahme, als hätten wir es mit einem von unbefangenem Standpunkte aus beleuchteten und poetisch verklärten Factum zu thun, bei weitem nicht ausreichend, um die Sinnesart des Verfassers zu erklären, welche überall durchblickt und auf Tendenzen ganz bestimmter Art deutet, wie wir dieselben auch in anderen Dichtungen vertreten finden. Sie alle tragen einen, dem Geiste der eigentlichen höfischen Poesie entgegengesetzten Character und gehören meistens in die Zeit der verfallenden mittelalterlichen Dichtung.

In der Blütheperiode der oberdeutschen Poesie spiegelt sich im Wesentlichen die Blüthe der ritterlichen Cultur wieder, welche hauptsächlich dadurch bedingt war, dass die Ritterschaft als eine grosse, trotz aller inneren Unterschiede gleichartige Masse über das Volk sich emporgehoben hatte und als einheitlicher, kriegerischer Stand ihre eignen, durch Kirche und romanisches Wesen beeinflussten, dem Volke aber mehr und mehr entfremdeten Ideale verfolgte, wie sie eben in der höfischen Poesie zum Ausdrucke gelangten. Wohl von vornherein war es vorzugsweise der an Zahl weit überwiegende, minder begüterte niedere Adel, welcher sich die Pflege jener Ideale und der Poesie angelegen sein liess, und wenn Könige und Fürsten dichtend auftraten, so war es im Sinne der Gesammtheit und in demselben höfischen Geiste, an welchem alle Standesgenossen theilnahmen und in welchen auch die nicht adligen Dichter mit hineingezogen wurden. So überspannt und der Wirklichkeit entfremdet auch diese Dichtung erscheint, so ist sie doch ein Abbild des ritterlichen Lebens, welches eben von solchem Geiste völlig beherrscht war, und wenn dieselbe veränderte Richtungen einschlug oder in Verfall gerieth, so steht dies mit dem Umstande in Zusammenhang, dass die Wirklichkeit ihrem anfänglichen Character nicht mehr entsprach.

Die weitschweifigen Erzählungen Wolframs von Eschenbach mit allen ihren Abenteuern begannen jetzt langweilig zu werden[1]), und kleinere, novellenartige Dichtungen treten an ihre Stelle. Entspricht schon aus diesem Gesichtspuncte das Gedicht von Meier Helmbrecht, welches äusserlich auch in die Gattung jener kleinen Erzählungen zu rechnen ist und zum Theil dem Bedürfnisse nach solchen seine Entstehung verdankt haben wird, nicht mehr dem in der Blüthezeit vorherrschenden Geschmacke, so weist uns der Inhalt auf zwei abseit liegende Richtungen der höfischen Poesie. Es sind nämlich im Meier Helmbrecht zwei im Ganzen deutlich zu unterscheidende Bestandtheile vereinigt, deren eines der höfischen Dorfpoesie, das andere der höfischen Didaktik angehört.

I.

Meier Helmbrecht und die höfische Dorfpoesie.

Hartmann von Aue pflegte sich der Dichtkunst nur dann hinzugeben, wenn er gerade nichts besseres zu thun fand und in trüben Stunden bei geistiger Beschäftigung Erholung suchte.[2]) Dagegen ergeht sich Walther von der Vogelweide in den bittersten Klagen über Armuth und Ungunst der Fürsten, welche so schlechten Lohn für die Kunst zahlen.[3]) Dieser Gegensatz zwischen ritter-

[1]) Vgl. eine Aeusserung des Strickers (Lambel, Erzählungen und Schwänke, Einleitung).

[2]) Armer Heinrich (Müllenhof, ahd. Sprachproben S. 110): daran begunde er suochen, ob er iht des funde, dâmite er swære stunde möhte senfter machen. Dazu vergl. (aus Gervinus, Gesch. der poet. Nationallitteratur I. 386.): swen er sîne stunde niht baz bewenden kunde, daz er ouch tihtennes pflac — und Wirnt v. Gravenberg (Wigalois 2873). Eine ähnliche Aeusserung auch bei Wolfram von Eschenbach (Bartsch, Parcival IX, 1989). Vgl. auch Ulrich v. Lichtenstein (Lachmann 70, 4).

[3]) lât iuch erbarmen, daz man mich bî rîcher kunst lât alsus armen . gerne wolte ich, möhte ez sîn, bî eigem viure erwarmen (Wackernagel u. Rieger S. 47).

licher Thatkraft, welche das Dichten nur als leichte Nebenbeschäftigung des in ernsteren Dingen thätigen Mannes ansieht, und unselbstständigem Sängerstolze, welcher Lohn für die Kunst begehrt, veranschaulicht uns einen Umschwung in den materiellen und socialen Verhältnissen des Ritterthums, dessen Rückschlag sich bald auch in der Litteratur bemerkbar machen musste.

Das Parteiwesen und die ungeordneten Zustände des Reiches, zumeist aber wohl das Bestreben der mächtigeren Geschlechter, auf Kosten der minder mächtigen, ihr Besitzthum und ihr Ansehen zu mehren,[1]) bewirkten, dass viele Ritter des Unterhaltes zu entbehren begannen, welcher nöthig war, um sich in der socialen Stellung aufrecht zu erhalten.[2]) Wir sehen die Herren bestrebt, ihre Ritter so kurz als möglich zu halten, indem sie ihr Gut lieber für sich geniessen als dasselbe verwenden, um den Unterhalt der in ihrem Dienste befindlichen Standesgenossen zu bestreiten.[3]) Zu einer Zeit, wo ohnehin nicht mehr wie früher in Menge Land zu Lehen ausgetheilt wurde, konnten gewiss

[1]) mîne herrn die dienstman — tragent nît unde haz rîtern und knehten, sie woltens an ir rehten bekrenken. So der, freilich erst am Ende des 13. Jahrhunderts in Oestreich dichtende, aber auch für die nächstvorhergehende Zeit wohl noch maassgebende Seifried Helbling (Haupt's Zeitschr. IV. S. 1. ff.) VIII. 894.

[2]) sô wê dir armer ritterschaft — dîn armuot machet, daz du bist versmahet (Meister Stolle, v. d. Hagen Minnes. III., 10a). — man sihet nû hengestritter vil, diè doch wol rosse wæren wert. Stricker, maere von den herren zuo Ôsterrîch; bei Kurz: Gesch. der deutschen Litt. S. 193. — si grüezent uns als einen kneht, si wellent uns mit gruoze, noch mit guote kumber büezen. ir werden ritter, sizzet stille, swâ si zuo iu gân: habt si in herzen reht verniht, si enwellen iuch mit ritters rehte hân (HMS. II, 145a).

[3]) Wir sullens nider drücken, swâ wir immer kunnen, niht sulle wir in gunnen, daz si vordern an uns gâb; hab der mun, daz er hab (Helbling XV, 146.). Ein Ross zu 30 Pfund, auch wenn es umsonst gefunden würde, soll der Ritter so nicht bekommen, sondern gegen Bezahlung von $^5/_6$ des Werthes. Ein Ritter soll künftig nur ein Fuder, ein rittermässiger Knecht nur ein Fass Wein das Jahr haben (ebd. u. IV, 71).

oft die Kinder armer Ritter nicht wieder Ritter werden.[1]) Während in den Händen der Mächtigen sich Reichthum und Ansehen des Standes anhäuften, mochten viele Ritterfamilien in bäuerliche Verhältnisse zurücksinken[2]) oder in dem fahrendem Volke, dem Proletariate des Mittelalters, untergehen. Es vollzog sich im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts eine zunehmende Zersetzung des ritterlichen Standes, und zwar meistens auf Kosten derjenigen Adligen, welche, allein auf ihre Herkunft und ihren eignen Schild angewiesen, eines Herren bedurften, welcher gegen ihren Dienst die Sorge für ihren Unterhalt übernahm. Es steht jedenfalls damit in Zusammenhang, dass der Klagen adliger Poeten über Armuth und Heimatlosigkeit immer mehr werden; für viele dieser von Hof zu Hof wandernden ritterlichen Leute scheint ein unstätes Sängerleben gradezu Erwerbsquelle geworden zu sein, und es ist daher richtig, sie in diesem Sinne gleich den wandernden Dichtern niederen Standes als fahrende Sänger zu bezeichnen, gewissermaassen eine höhere Klasse des umherziehenden Spielmannsvolkes. Der Kanzler, wo er auch in den Ländern umherzieht, sieht die Herren karg gegen sich und klagt, dass reichen Verwandten gegenüber die Sippe nicht mehr gelte: „Meine Armuth entfreundet uns.“[3]) Unter diesen Umständen hielt nur noch das Interesse der Mächtigen an der Dichtkunst[4]) und an dem versinkenden höfischen Geiste die Poesie

---

[1]) Daran erinnert Neidhart's Bitte an den Herzog, er möge ihm den Zins von seinem Gute verringern, da er seine Kinder nicht erhalten könne.

[2]) manegem rîter wonent mit vil kint unde noetikeit, der sîn tohter niht verseit demselben gebûren (Helbl. VIII, 224).

[3]) HMS II, 348 u. Walther 74, 1: er ist ein wol gefriunder man — der under zwênzic mâgen einen guoten friunt getriuwen hât . der hete man hie vor wol under fünfen vunden drî.

[4]) Meister Alexander: dô durch der werlde unmüezikeit herabe von küniges künne schreit daz tihten und daz singen — ein armiu diet sich ez underwant, ûf daz der künste nicht gienge abe; dô truogen die herren durch die kunst — denselben helfebaere gunst -- und nerten sie mit varnder habe (HMS. III, 28a).

von dem Verfalle zurück. Namentlich wandten einzelne Fürsten den Dichtern ihre Gunst zu, und wenn auch nur wenige, wie Walther und Neidhart so glücklich waren, ein Lehen als Preis davon zu tragen, so werden doch manche die Stütze und Aufnahme gefunden haben, welche sie bei ihrer Armuth bedurften.

Da aber grade die Dichter adligen Standes die eigentlichen Träger der höfischen Poesie waren, so konnte diese bei solchen, ihrem bisherigen Geiste so wenig entsprechenden socialen Verhältnissen ihren Character auf die Dauer nicht unverändert bewahren. Es ist erklärlich, wenn einerseits in der höfischen Didaktik eine Reaction gegen den Verfall alles dessen zum Ausdruck kommt, was früher als Ideal der Ritterlichkeit gegolten hatte, bis diese selbstbewusste Unzufriedenheit mehr und mehr in einseitige Klagen über Mangel an Milde gegen den Stand der Sänger übergeht und schliesslich unter der Menge der scheltenden, bettelhaften Sprüche sich verliert. Andrerseits aber trat in der eigentlichen Poesie jetzt eine Richtung zu Tage, welche, wenn auch in höfischem Sinne, dem Leben des Volkes, der Bauern sich zuwandte, an welchem die Adligen in anderer Art als früher Gefallen fanden und mit welchem sie bei ihrer Armuth oder ihrem Wanderleben auch wohl mehr als früher in Berührung kamen.

Zugleich nämlich mit dem Verfalle des Ritterthums strebten die Bauern in die Höhe und begannen in den Stand der Ritter einzudringen, wie umgekehrt manche Adlige es nicht unter ihrer Würde hielten, sich durch Heiraten mit Bauerntöchtern aus ihrem materiellen Ruin emporzuarbeiten[1]). Freilich hatte das exclusive Wesen des Ritterthums und die Entwickelung des Heerschildes einen starken Sinn für Standesunterschiede ausgebildet.

[1]) noetigem rîter des gezimt, daz er ze konschefte nimt — ein gebûrinne umbe guot – (Helbl. VIII, 369). Dagegen bedarf der arme Heinrich Hartmanns von Aue einer wunderbaren Geschichte und mancherlei Formalitäten, um seine Lebensretterin heimzuführen.

Gesetze und Herkommen verboten den Bauern das Tragen der Schwerter und ritterlicher Rüstung.[1]) Der Schwabenspiegel spricht ihnen sowie allen, welche nicht von ritterlicher Art sind, das Lehnrecht ab,[2]) und mit Nachtheilen werden in den Rechtsbüchern die Ehen der Ungenossen bedroht. Man sieht aber, wie wenig diese rechtlichen Fixirungen den thatsächlichen Verhältnissen entsprachen, welche vielfach eine nähere Berührung der Stände mit einander zur Folge haben mussten. Das Emporstreben der niederen Leute fand Unterstützung grade bei jenen Mächtigen, welche ihren Vortheil darin sahen, den Stand der einfachen, weniger begüterten Adligen niederzudrücken.[3]) Während die Bauern von Rechtswegen[4]) für den Kriegsdienst nur als Pferdeknechte verwandt werden sollen, sind doch Knappen, Ritter und vielleicht selbst mächtige Herren[5]) aus dem Bauernstande nichts Ungewöhnliches. Die Zahl der Adligen vergrösserte sich durch das Eindringen anderer Elemente in ihren Stand zum Nachtheile desselben noch mehr als ohnehin der Fall sein mochte.[6])

---

[1]) Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgesch. II, 629. — Seifried Helbling über dahin gehörige Bestimmungen des Herzogs Leopold: VIII, 874.

[2]) Lehnrecht, Art. 1. (Lassberg S. 171).

[3]) vergl. den Dienstumbsust bei Helbling II, 87 ff. — wê daz si sîn verwâzen, die dâ machent eisenkappen ûz solchen ackertrappen (wo vom Abte von Admunt die Rede ist, Ottokars Reimchronik, Petz SS. rer. Austr. III, 237b).

[4]) daz ir füert drî hundert man — wandels frî, daz iht gebûren drunder sî, niur die satelknehte, die sint dâ ze rehte (Helbl. VI, 32). — Daran erinnert auch Ottokar a. a. O.: sô was daz ein schad grôz, daz er machen wolt genôz von art edlen knehten gebûren süne, die gerehten vil billîcher solten ir soumsätel, wan si wolden salz von Ausse varn.

[5]) Helbl. XV, 191 ff.

[6]) ist daz lant doch herren vol, ich enweiz, wie sich besachen sol daz edel volk klein und grôz, maht ir die gebûren hûsgenôz (ebd. III, 111). — Der edel kneht ist genuoc, die man billîch teur maht (Ottokar a. a. O.).

Indem viele Adlige herunterkamen und dagegen häufig Bauern kriegerischer Ehren theilhaftig wurden,[1]) musste diese Vermischung[2]) der Stände trotz jenes immer schroffer sich ausbildenden Standesbewusstseins doch einen weniger als früher durch die Herkunft beschränkten Verkehr mit sich bringen. Mancher Bauer, stolz auf seine besser beschaffene Lebenslage, mochte sich armen oder habelosen Adligen gleich oder gar überlegen dünken, und es liegt nahe, dass das Landvolk den Einflüssen einer höheren Cultur vielfach Raum gab auf Kosten der ererbten Sitte. In demselben Lande nun, aus welchem vorzugsweise uns jene Verhältnisse berichtet werden, und in welchem gegen Ende des Jahrhunderts nach Aussage eines Zeitgenossen kaum noch ein Mann von echter Abstammung aufzufinden war,[3]) in Oestreich, sehen wir Herzog Friedrich den Streitbaren als Beschützer der Dorfpoesie auftreten, indem die beiden Hauptrepräsentanten derselben, Neidhart und Tanhäuser, ihm mit ihrer Kunst dienten.

Neidhart[4]), Herr Steinmar[5]), Herr Geltar[6]), der Tanhäuser[7]), sie alle, welche wie der Dichter des Helmbrecht das Dorfleben zum Gegenstande ihrer Poesie nehmen, klagen über Noth oder Heimatlosigkeit und bedürfen der Unter-

[1]) alsô sint die gotes gâb wunderlîch, der ûf, der ab (Helbl. VIII, 240).

[2]) Dienstman, rîter, bûren, daz hân ich in mîn aht, wir werden schiere einer slaht hie in diesem lande (VIII, 392).

[3]) daz müelîch ieman vinden kan einen reht gevierten man her von sînen künne (VIII, 387).

[4]) kumt si mir ze Riuwental, si mac grôzen mangel wol da schouwen, von dem ebenhûse unz an den rîhen da stêt iz leider alles blôz (Haupt's Ausgabe 43, 8). kumt si mir ze Riuwental, si vindet dürre miule (49, 8).

[5]) armuot und der winter kalt, die welnt mir jârlanc heinlich sîn — armuot hât mich an ir bestem râte (HMS II, 158a).

[6]) Ihm ist nach alten Kleidern so Noth, dass er der Herren Gunst nicht verlieren will (Bartsch, Liederdichter 206).

[7]) ich bin ein erbeitsaelic man, der niene kan belîben wan hiute hie, morn anderswâ, des muoz ich dicke sorgen, swie froelîch ich da singe den âbent und den morgen (Bartsch, 194).

stützung. Wie aus dem Inhalte ihrer Dichtungen geschlossen werden muss, verkehren sie mit dem Landvolke, unter welchem sie sich wohler fühlen mochten als unter ihrer höfischen Umgebung. Bei den Bauern konnten sie sich des höfischen Formenzwangs entledigen und sich schadlos halten für ihre Zurücksetzung. So sind sie besonders geschickt, die Träger einer Dorfpoesie zu werden, für welche ohnehin alle Bedingungen vorhanden waren. Denn zu jener Zeit begannen bereits die höheren Stände selbst an einer roheren, einfacheren Cultur Gefallen zu finden, welche sich so überspannten Sitten und Anschauungen, wie sie in Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst begegnen, mit überlegener Satire gegenüberstellen musste. Jndem nun jene Dichter ihre Begabung und die erlernte Kunst in den Dienst einer realistischen Auffassungsweise stellten, zu welcher ihr Verkehr mit den Bauern so mannigfachen Anlass bot, konnte nicht fehlen, dass volksmässige Elemente in ihre Poesie eindrangen, welche sich zum Theil auch äusserlich an die volksthümliche Sangesweise angelehnt haben wird.[1]) Andrerseits ist es erklärlich, wenn diese Dichter gegen den Stolz und Reichthum der Bauern ihre höhere Geburt und überlegene Bildung hervorzukehren suchen und mit Neid und Spott auf das tölpelhafte, hochmüthige Wesen des Landvolkes blicken, dessen leichtfertiges Entgegenkommen oder Rohheit und Ueppigkeit den meisten Stoff hergeben müssen. Von solchem Character sind wenigstens — während der Tanhäuser einen ernsteren Ton anschlägt[2]) — die Lieder Neidharts von Reuenthal,

[1]) Dass die höfische Dorfpoesie nicht plötzlich entstand, sondern Fortsetzung alter, volksmässiger Tradition gewesen ist, welche freilich unter den Händen der höfischen Poeten wesentliche Eigenthümlichkeiten annahm, macht v. Liliencron wahrscheinlich (Neidharts höfische Dorfpoesie, Haupts Zeitschr. VI, 70); daher die Strophe Walthers 26,15 doch wohl mit Recht auf die Dorfpoesie bezogen wird, namentlich wegen der Schussworte: bien gebûren lieze ich sie wol sîn, dannen ists och her bekomen.

[2]) C. Schröder, die höfische Dorfpoesie des deutschen Mittelalters (in Gosches Jahrbuch für Litteraturgesch. I, S. 45. ff.).

auf welchen Wernher der Gartenäre wie auf sein Vorbild blickt (V. 217), wo er auf die Belustigung der Bauern zu sprechen kommt.

Die Ansicht v. Liliencrons, es seien die Gestalten in Neidharts Liedern nichts weiter als maskirte, höfische Personen aus seiner Umgebung, hat, so scharfsinnig ihre Durchführung auch versucht wird, schwerlich von irgend einer Seite Zustimmung gefunden.[1]) Dieselbe verbietet sich schon durch den bestimmten Hinweis auf die Bauern als nicht rittermässige Leute, welche ihm, dem besser geborenen Manne, den Vorrang lassen sollten.[2]) Denn nur diesen Sinn können z. B. die Worte haben: er und Regenwart habent mit den wîben ir gesenge, jâ sint si doch zewâre beide nicht von hôher art (51, 22). Eines anderen Glücksrad ist niemals langsamen Ganges gewesen: und ist doch von allen vieren anen ein gebûre (91, 15).

Vielmehr gründet sich die Stimmung, aus welcher seine Lieder hervorgegangen sind, auf wirklichen Umgang mit den Dorfleuten, und der Ton, welcher in ihnen vorwaltet, zum Theil wohl auch auf den Umstand, dass sie für einen höfischen Zuhörerkreis bestimmt waren[3]), welcher weit herablassender auf das Landvolk geblickt haben wird als Neidhart selbst. Jener Verkehr mag, soweit er sich auf die Bauernsöhne erstreckte, zu mancherlei Reibungen Anlass gegeben haben; doch wird sich trotz des Spottes und der Ueberlegenheit, mit welcher er sich ihnen gegenüberstellt, kaum verkennen lassen, dass im Ganzen das Verhältniss

[1]) Die neueren Schriften von Tischer (über Neidhart von Reuenthal, Leipzig, Diss. 1872), Schmolke (Leben und Dichten Neidharts v. R., Potsdam, Progr. 1875), sowie Richter (N. v. R. als Hauptrepräsentant der höfischen Dorfpoesie, Neues Lausitzer Magazin 1869) sind mir nicht zugänglich gewesen.

[2]) Gegen v. Liliencron zu erwähnen, welcher in dem Mangel an solchen Hinweisen eine Hauptstütze für seine Annahme sieht.

[3]) Haupt 85, 36. Dass die Worte: daz wil ich mit gesange nû den hoveliuten klagen, nicht von Neithard selbst herzurühren scheinen (Haupt 217), ist ein neues Zeugniss dafür, dass die Dorfpoeten für die Höfe sangen.

ein versöhnliches war oder doch wenigstens weit friedfertiger, als man nach den vielen von ihm ausgestossenen Verwünschungen und Drohungen glauben sollte. Wie wäre auch ohne dies eine fortwährende Theilnahme an den ländlichen Vergnügungen möglich gewesen? Hauptsächlich freilich wird sich der Einfluss dieses Verkehrs auf die Weiber geltend gemacht haben, deren leichterer, durch äusseren Glanz mehr geblendeter Sinn nur zu bald in Gefahr gekommen sein mag, sich über alle Grenzen hinwegzusetzen, seitdem einmal die althergebrachte Sitte sowie die zähe festgehaltenen Schranken des Standes und der Familie ins Wanken zu gerathen begannen. Weit entfernt davon, alles, was Neidhart von seinen Abenteuern mit den Dorfmädchen erzählt, als baare Wahrheit hinzunehmen, scheint uns doch unzweifelhaft zu sein, dass sie die Art des Umganges höher Geborener mit denselben im Allgemeinen ebenso wiederspiegeln, wie einige Partien in der Erzählung von Meier Helmbrecht.

Hier erscheint nämlich der weibliche Theil der Familie als die eigentliche Ursache alles Unheiles. Während der Alte das conservative Princip vertritt, zeigen sich die Mutter und Gotelinde ganz erfüllt vom Glanze des ritterlichen Lebens, dessen Einflüssen sie willig das Wesen ihres Standes opfern. Sie sind es, welche dem jungen Helmbrecht seine prächtige Kleidung verschaffen (117, 124, 131, 139, 165) und ihn, da der Vater sich widerwillig, aber schwach zeigt, fortwährend in seinem hochfahrenden Streben bestärkt haben müssen. Es sind dieselben Gestalten, welche als Mutter und Tochter in vielen Liedern Neidharts erscheinen. Die Dorfmädchen, welche hier vorgeführt werden, tragen wie Gotelinde häufig Scheu vor einer Ehe mit ihres Gleichen und glauben sich nur durch Heiraten oder Liebeshändel mit ritterlichen Leuten hinreichend beglückt. Eine (29, 17) welche bereits verheiratet ist, meint: jâ muoz er mîn gar versûmet sîn, er gebûwer, und während ihr Mann sie zu Hause glaubt, hat sie mit Neidhart Ball gespielt. Eine andere, welcher von der Mutter gerathen worden ist, sich

an einem Bauern genügen zu lassen, da die Ritter nicht für sie passen, antwortet: giezet mir den meier an die versen, jâ trûwe ich einem ritter wol gehersen, zwiu sol ein gebûwer mir ze man? der enkan mich nâch mînem willen niht getrûten (27, 21). Es ist das nicht viel anders als wenn Helmbrecht zu seiner Schwester spricht: owê swester Gotelint, diu sorge muoz mich smerzen, sol an dînem herzen als unedel gebûwer, des minne dir wirt sûwer, immer naht entslâfen (1364), nachdem er ihr ausgemalt hat, wie grobe und schwere Arbeiten ihr als Bauernfrau bevorstehen (1355 ff.). Ein Unterschied zeigt sich nur in der weit realistischeren Denkweise Gotelindes, welche bei Neidhart schon deswegen fehlt, weil in den Liedern ja immer die Liebe der Mädchen zu ihm, dem Dichter, das Thema ist, während sie hier bei Lemberslints unritterlichem, von Wernher verspotteten Wesen desto angebrachter zu sein scheint.

So wenig auch die alte Bäuerin hervortritt, erinnert sie doch hinreichend an die von Neidhard verspotteten Alten, welche immer noch Lust haben, an der Hand eines Ritters zu springen. Es sind nämlich bei den letzteren zwei Arten von Müttern zu unterscheiden. Die einen zeigen sich bestrebt, die Töchter nicht etwa bloss vom Tanze, — was auf alter Tradition dieser Lieder beruhen mag — sondern vor leichtfertigem Umgange mit Knappen oder Rittern zu bewahren und sie, oft in derber Weise, zur Einfachheit und alten Sitte anzuhalten. Es sind dies die Lieder, in welchen die Mädchen, bevor sie zum Geliebten eilen, mit der Mutter streiten und am Ende meist den Sieg davontragen.[1]) Andere dagegen gebärden sich so, dass es ihr höchstes Streben zu sein scheint, mit Rittern Verkehr zu pflegen und womöglich ihre Familie in den Stand derselben einzuführen. Bei dem jungen Helmbrecht hatte, wie mehrfach erwähnt wird, ein Ritter bei der Taufe Gevatter gestanden (483, 1132, 1379), und er schätzt sich glücklich, dass er von diesem sowie noch von einem anderen

[1]) I, 6, 22, 24, 27 u. a.

Manne so hohe Gesinnung geerbt habe. Dieser andere ist aber ein vil gefüeger hoveman, welcher zu Helmbrechts Mutter geschlichen kam, als sie ihn fünfzehn Wochen getragen hatte. Hierauf sich stützend verwünscht er den Vater der Götelinde, welcher eigentlich gar nicht sein Vater sei (1370 ff.). Denselben Ruhm nimmt aber auch seine Schwester in Anspruch. Denn früher, als sie von ihrer Mutter auf den Armen getragen wurde, ist bei derselben geselliglich ein Ritter gewesen. Dieser umfasste sie, wenn sie Abends spät, um Kälber zu suchen, ins Holz ging. Wenn auch mit diesen Andeutungen der Dichter nur bezweckt haben sollte, die thörichte Eitelkeit der beiden zu verspotten, so wird doch durch dieselben der Verkehr der Ritter mit den Bauernweibern auf ähnliche Weise ins Licht gestellt, wie dies in Neidharts Liedern ganz in jener derben Manier häufig geschieht.[1])

Die Stickerei auf Helmbrechts Haube zeigt auf der einen Seite einen Tanz von Rittern und Frauen, auf der anderen aber einen Bauerntanz: ie zwischen zwein meiden gie ein knabe, der ir hende vie, dâ stuonden videlaere bî (100)[2]), wie Neidhart bei Schilderung der Wintertänze: Adelhalm tunzet niuwan zwischen zweien jungen, während zwêne gîgen (40,30). Helmbrecht selbst wird uns vorgeführt, wie er im Tanze geht (204), aber auch, wie er, nach Art der Sommertänze, im Reien springt. (215). Er ist mit Schellen behängt, welche man, wenn er im Reien sprang, laut ertönen hörte, so dass es den Weibern in die Ohren schallte (211), wie nach Neidhart der Bauern Schwertgriffe klingent nâch dem trit lûte bî dem reien nâch dem sprunge (55,39). Gleich dem Reuenthaler kennt auch Wernher die Vergnügungen der Bauern aus eigener Anschauung, zumal da er, wie V. 208 angedeutet wird, an ihren Tänzen selbst theilzunehmen scheint.

Die Beschreibung der äusseren Ausstattung Helmbrechts zeigt eine ins Einzelne gehende Uebereinstimmung

[1]) 17, 26 ff. 23, 35. 42, 18 u. a.
[2]) Schröder a. a. O. S. 52.

mit Neidhart. Die schön gezierte Haube macht das Hauptstück in des Bauern üppigem Aufzuge aus und muss ähnlich derjenigen gedacht werden, welcher eine Strophe des letzteren gewidmet ist, auf die zuerst Schröder aufmerksam machte.[1]) Solche Hauben zu tragen, war offenbar Sitte der Höfe und wurde von den Bauern nachgeahmt. Sie waren nach jenem Liede (86,7) innerhalb mit Schnüren versehen, und da die Haare des Bauern, welche so gelb sind wie Krämerseide, Nachts hineingezwängt werden, so hängen sie Tags als Locken weit über das Kinn herab zu Boden.[2]) Auch Helmbrechts Haar ist gelockt und blond:

---

[1]) Pfeiffers Germania X, 459.

[2]) Auch von andern Dichtern wird öfter die Haube erwähnt. Dass besonders an ihr die Mode getadelt oder verspottet wird, hat wohl hauptsächlich seinen Grund in der damit zusammenhängenden Haarfrisur, bei welcher Wechsel der Mode, sowie künstliche Mittel den Anhängern der Einfachheit oder der alten Sitte besonders lächerlich erscheinen mochte. Konrad von Haslau (Haupts Zeitschr. VIII, 550): ir sult für wâr mir gelouben, eines heizet swebehouben: die deckent ein ôre wol und den wirwelloc; hievor belîbet der groezer schoc. — Seifried Helbl. (I, 272): gestricket hûben mit snüeren sih ich sumlîche tragen, -- si habent schopfes vil davor, hinden kepfet in enbôr ein spaenel kûme vingers breit. Damit zu vergl. Helmbrecht: hinden von dem spâne nâch der scheitel gegen dem schopfe, rehte enmitten ûf dem kopfe (33). Der spân auch bei Neidhart: suîdent sie ze rehte, si zeriutent im den spân (102, 8). Aber die Mode hatte sich inzwischen geändert, indem die Haube enger, das hinten herabhängende Haar kürzer wurde. Helbling kennt noch das lange Haar als frühere Sitte: sîn hâr er (der echte Ôsterman) schône wahsen lie dar in rehter lenge, sin hûbe niht sô enge dahte im sîner ôren tür (I, 502). Jenes ist aus Thüringen und Sachsen eingedrungen: denn hier laet man die hâr niht wahsen an die rehten lenge; der hûben getwenge machent in kleiniu spaenelîn (III, 222). Auch Konrad von Haslau sieht sich bereits zu der Bemerkung veranlasst: in rehter lenge gewahsen hâr — stê baz dan ûf die ahsel hin (68). Der spân bedeutet vielleicht nichts anderes als die hinten herabwallenden Locken, welche mit der Zeit kürzer wurden, während die Haube mit den Schnüren blieb. Dass diese das Haar lockig zu machen bestimmt waren, sagt auch deutlich ein unechtes Lied (Haupt, XXIV, 7).

ob der ahsel hin ze tal mit lenge ez volliclîchen gie, in eine hûben er ez vie (14). Die Verfertigung der Haube hat nach Neidhart viele Mühe verursacht: dâ hât manic hendel sîne vinger zuo gerüeret, ê si sî gezierten (10); und die Nonne verdiente wohl die Entschädigung, welche Gotelinde ihr zu Theil werden liess: si was ir werkes wîse, si diente ez wol mit naete an der hûbn und an der waete (121). Von aussen sind bei Neidhart Vögel von Seide auf die Haube genäht, während diese selbst aus Tuch besteht (13), wie auch Helmbrecht von seiner schönen Haube und den von Frauen darauf genähten seidenen Tauben (275), ebenso sein Vater von der „hûben und der sîdînen tûben" spricht (430); nur von Tauben wegen des Reims, während überhaupt Vögel von verschiedener Art gemeint sind (35. 1886). In einer dem erwähnten Liede hinzugefügten Bauernstrophe (Haupt S. 217) wird bestätigt, dass minnigliche Frauen die Vögel auf die Haube genäht haben: sie selbst wird gickelvêhe genannt, eine Eigenschaft, welcher in Wernhers weitläufiger Darstellung von allen den Sachen, mit denen sie sonst geziert ist, noch mehr Gerechtigkeit widerfährt.

Wenn ferner Helmbrechts Busen mit drei krystallenen Knöpfen geschlossen wird und ganz und gar mit kleinen Knöpfen besät ist, welche man in allen Farben scheinen und bei den tanzenden Mädchen leuchten sah, so lesen wir bei Neidhart: ir beider brîsem sint beslagen wol mit knophelînen zweier zile alumbe den kragen, dazs ot verre schînen (88,29). Kettenwamms und Schwert, überhaupt kriegerische Rüstung nicht minder als höfische Kleidung, kommen häufig bei letzterem vor (51,34; 60,9 u. ö.). Zu seiner Ausrüstung muss Helmbrecht zwei Gewänder haben, mit Gnippen und breiten Taschen (152). Frideliep hat rädelohte sporen — niuwe vezzel, dar zuo hat er zweier hande kleit (75,9). Wernger in einem unechten Liede (239,52) hat, was er begehrt, dennoch trägt er eine gnippen.[1])

[1]) gnippe = cultellum nach Haupt S. 234 Anm.

Nur selten geschieht bei Neidhart der alten Bauern Erwähnung, dann aber immer in Gegensatz zu dem Wesen der jüngeren Generation: Seht an Engelwâne wie hôhe er sîn houbet treit; swenne er mit gespannen swerte bî dem tanze gât, sô ist er niht âne der vlämeschen hövischeit, dâ sîn vater Butze wênic mit ze schaffen hât (54,32). So auch Mâdelwic, welcher den krummen Reien an der Hand der Mädchen springt: jâ enwas sô hiuze niht sîn vater Engelgêr, nû bin ich beswert mit den jungen (79,6). Der alte Helmbrecht, unter dessen Genossen selten geschehen ist, was er bei Hofe die Ritter thun sah (936), hat ebenfalls nichts mit seines Sohnes Treiben zu schaffen und wünscht, dass derselbe durch eine Heirat mit der Tochter des Meiers Ruprecht dem bäuerlichen Leben wiedergewonnen werde und ebenso mit Ehren in die Grube fahren möge, wie er von sich selbst es hofft. Sobald die Bauernsöhne geheiratet und einen eignen Hausstand gegründet hatten, hingen sie vermuthlich an der alten Sitte ebenso sehr fest wie sie sich in früheren Jahren über dieselbe hinweggesetzt hatten. Wegen der jungen Leute, welche jetzt mit ihrem nach der Hofsitte geschnittenen Tuche und ihren wohlbeschlagenen Gürteln ihm vielen Aerger bereiten, tröstet sich Neidhart mit denen, welche es früher auch nicht anders machten: den ist sô gar gestützet al ir üppikeit, die gebârent sam si nie gelebten gnoten tac (61,9).

Wie stehen nun die Dichter diesen, so gut es anging, aus ihren objectiv scheinenden Aeusserungen zusammengestellten Verhältnissen mit ihrer persönlichen Ansicht gegenüber? Dieselbe characterisirt sich durch den Neid, die Schadenfreude und Ironie, welche in fast allen Liedern Neidharts kenntlich sind und auch bei Wernher deutlich genug zum Vorschein kommen.

Helmbrecht wird beim Tanze von Frauen und Mädchen so minniglich angesehen, dass der Dichter darüber Neid zu empfinden vorgiebt, indem er gesteht, Helmbrecht würde ihn bei den Frauen ausgestochen haben (209) und damit an die unwillige Stimmung erinnert, welche Neidhart wegen

der Beliebtheit dieses oder jenes Bauern bei den Mädchen so oft zu erkennen giebt, z. B. 88,38: wie mohte mîn vrou Süezel Limezûnen daz vertragen, daz er an ir hende spranc den reien?[1]) — Die Kleidung der Bauern und die hierin hervortretende Eitelkeit und Verschwendung werden von dem einen wie von dem anderen verspottet. Welche Unverschämtheit war es, dass Helmbrecht sich mit allem Glanze kleidete, wie es nur für einen Rittersmann sich ziemte? Die Haube mit ihren Darstellungen von Troja, Karl und Roland, Frau Helches Kindern, Dietrich von Bern und der Rabenschlacht, die Ritter- und Frauengestalten, welche dort zu sehen waren, wie mochte das alles für diesen Tölpel und Narren passen? Dass dies ungefähr Wernhers Gedanken sind, zeigen die Bemerkungen, mit denen er seine Schilderung begleitet. „O wê daz ie gebûre solhe hûbe solte tragen — dâ von sô vil ist ze sagen", ruft er aus (54), wie Neidhart in dem oben erwähnten Liede von der Haube seinen Unwillen äussert: er muoz dulden mînen vluoch, der ir ie gedâhte, der die sîden und daz tuoch her von Walhen brâhte (86,9). Demgemäss sind geutôre (41), er gouch und er tumbe (197), narre unde gouch (83), tumben raezen knehte (106) die Ausdrücke, mit welchen Wernher den Träger der von ihm beschriebenen Kleidung verspottet. Man vergleiche wiederum Neidhart, welcher (49,4) von Gunderam sagt: oeder gouch ist in dem lande niender; ein oeder gouch mit sîner rûhen hûben (54,38) und ähnliches häufig. Es begegnen bei demselben auch zahlreiche Stellen, welche wie zur Characteristik des eitlen, üppig gekleideten Helmbrecht dienen können, so namentlich folgende, auf welche Schröder aufmerksam macht: gesâht ir ie gebûren sô gemeiten als er ist? wizze Krist, er ist zevorderst anme reien — herte wert dünket er sich sîner niuwen treien — sîn gewant sol man an einem oeden kragen suochen (40,37). Jedenfalls ist es auch im Sinne Wernhers, wenn jener von seinen Bauern sagt: ir üppikeit

[1]) vergl. auch 53, 23: ich bin in ir aehte die den sumer tanze brüevent in dem gen.

diust sô grôz, daz ir die wîsen spottent über al (57,13). Wenn der Kaiser kommt, soll er ihnen die langen Locken abschneiden, Haar und Gewand nach der Sitte wieder einrichten, wie sie es zu Karls Zeiten trugen (102,8).

Besonders unwillig zeigt sich Neidhart über das Bestreben der Bauern, in den ritterlichen Stand einzudringen. Er freut sich, dass Berewolf die Tochter eines Bauern geheiratet hat: wol dir, frouwe Trûte, daz er durch dich mîden muoz sîn geslende, des er pflac — nû tuont im die secke vil gedön, die da dicke rîtent sînen kragen (68,28); ein Schicksal, welches Wernher gewiss gerne seinem Helmbrecht gegönnt hätte, der sich nicht durch Weib verliegen will, seinem Vater nicht bauen noch durch dessen Säcke seinen Nacken beschweren mag, weil seine schöne Kleidung besser zum Tanze als zum Pfluge sich schicke (515) und schwarze Hände ihn schänden würden, wenn er an der Frauen Hand tanzte (575). Dagegen ärgert sich Neidhart, dass dieselben Bauern, welche ehemals im Dorfe Vortänzer waren, und die von Rechts wegen mit dem Pfluge den Acker bauen sollten, nun Heerleute geworden sind und ausziehen, wohin der Fürst gebietet (84,14). Spöttisch betrachtet er das herausfordernde, kriegerische Wesen, welches die Bauern zugleich mit ihrer Vornehmheit sich annehmen. Lanze, welcher in dem Wahne lebt, dass nichts ihm widerstehen könne, hat ein gutes Eisenhemd in sein Gewand genäht: limmende als ein ber er gât, guot muot ist im vremde (36,15). Wenn den Bauern die Schwerter an den Fersen erklingen und sie so auf der Strasse gehen, dann dünken sie sich vieler Bohnen werth (55,32). Vor Ilboge soll sich jeder in Acht nehmen; denn wer von seinem Schwerte getroffen wird, muss auf der Stelle todt liegen (92,7). Als Helmbrecht sich im Besitze seiner Rüstung befindet, schüttelt er das Haupt und sieht auf Jedermanns Schultern herab: ich bizze wol durch einen stein, ich bin so muotes raeze, hei waz ich îsens fraeze (406)[1]).

[1]) Der „Ungenannte“ in einem dem Neidhart zugeschriebenen Liede dünkt sich „so raeze, seht waz er îsens fraeze“ (HMS II. 107b).

Die Wünsche, welche Neidhart für diese, nach seiner Ansicht von nichts als von Thorheit und Hochmuth erfüllten Leute hegt, ersieht man aus dem mehrfach erwähnten Haubenliede, wo Hildemar, der Träger der zuvor beschriebenen Haube, sich werthem Ingesinde gleichstellen will, welches bei Hofleuten gewachsen und gezogen ist: begrîfents in, si zerrent im die hûben alsô swinde, ê er waenet, sô sint im die vogelîn enpflogen, solhen kouf an solhen gelt nieman sol versprechen, jâ hat vil daz Marhvelt solcher zügelbrechen. Dies ist in der Hauptsache auch Helmbrechts Schicksal, in dessen Figur die Haube von vorne herein eine so grosse Rolle spielt, indem sie als poetisches Motiv für die ganze Handlung verwandt wird. Die ausführliche Beschreibung dieses Kleidungsstückes lässt sich der Dichter, wie erwähnt, besonders angelegen sein und nimmt auch später fortwährend unser Interesse für dieselbe in Anspruch. „Wer die schöne Haube auf meinem Haupte sähe", versichert Helmbrecht, „der schwüre wohl tausend Eide, dass ich dir niemals mit dem Pfluge diente" (303). Der Vater giebt dagegen seiner Besorgniss in den prophetischen Worten Raum: „So hüte deine Haube, dass sie nicht einst jemand mit harter Faust berühre und dein langes, blondes Haar übel zurichte" (429). Von den Träumen, welche dem alten Helmbrecht für seinen Sohn Schlimmes bedeuten, ist der letzte und verhängnissvollste dieser, dass Rabe und Krähe das struppige Haar seines am Baume hängenden Sohnes strählen und scheiteln (620). Als später das Unglück über den Uebelthäter hereinbricht, erfüllen sich zunächst nur die drei ersten Träume; ihm bleiben aber sein Haar und seine Haube. Erst die Bauern, welche seinen Tod beschliessen, berauben ihn auch dieses Schmuckes. „Nun hüte deine Haube", rufen sie ihm schon von ferne zu. Und was vorher des Schergen Knecht noch unversehrt an ihr gelassen hatte, wurde nun auch vernichtet. Nichts von ihr bleibt so breit wie ein Pfennig bei einander. Die Sittiche, Lerchen, Sperber und Tauben liegen am Wege zerstreut, hier eine Locke, dort ein Stück von der Haube. „Und wenn ich auch nie etwas Wahres erzählte", fügt der

Dichter hinzu, „diese Märe von der Haube und wie klein man sie zerrte, müsst ihr mir glauben“. Nachdem die Bauern den Bösewicht aufgeknüpft haben, schliesst die Erzählung mit der Aussicht, dass nun auch wohl der vierte Traum sich bewähren werde (1879—1913).

Schröder vermuthet einen näheren Zusammenhang des Meier Helmbrecht mit jenem Liede Neidharts. Wahrscheinlich war dieses Wernher nicht unbekannt, und jedenfalls ist es sein Plan, die Ueppigkeit Helmbrechts, wie sie hauptsächlich in der unstandesgemässen Haube zum Ausdrucke kommt, sowie die Neigung, über seinen Stand hinaus zu streben, durch die ganz verfehlte Laufbahn des Bauern und durch sein jämmerliches Ende zu Schanden werden zu lassen. Es ist mit Hinblick auf Neidhart wohl nicht ungerechtfertigt, wenn wir unserem Dichter einige, am Ende auch ganz erklärliche Schadenfreude in Bezug auf die üppigen Bauern zutrauen. Wenn er am Schlusse den Wunsch andeutet (1918), es möge allen, welche Helmbrechts Sitte nachahmen, ebenso ergehen wie diesem, so wird er doch kaum minder an den anfangs verspotteten Hochmuth im äusseren Gebahren gedacht haben als an das, mit demselben übrigens in engen Zusammenhang gebrachte Räuberleben. Denn nachdem uns klar gemacht worden ist, dass Helmbrechts Vornehmthuerei für seinen Stand nicht passte, müssen wir auch bald gewahr werden, wie sehr der Dichter zu der Verspottung derselben berechtigt war. Es zeigte sich ja in der Folge, dass er wohl in eine Gesellschaft von Dieben und Räubern, nicht aber in den Kreis der ehrenwerthen Ritter aus der alten Zeit gehörte. Es fällt auf, dass Helmbrecht von einem Ziele seiner neuen Laufbahn, überhaupt von höheren Bestrebungen, nichts weiss. Er beabsichtigt nur, wie er schon vor seiner Abreise dem Alten unbefangen mittheilt, Rinder aufzutreiben und die Bauern, seines Gleichen, zu berauben und zu quälen, durch nichts weiter dazu angelockt als durch die Aussicht auf ein Leben, wo es immer gut zu essen und zu trinken, aber nichts zu arbeiten giebt, ohne zu bedenken, dass auch

ausserdem seine zukünftige Lebensstellung einigen Werth haben könne. Es ist auch erklärlich, dass der Dichter, welcher einem leichtfertigen Umgange mit dem Landvolke und einem Missbrauche seiner Ueberlegenheit möglicher Weise selbst nicht ganz abgeneigt war, die wahre Veranlassung einiger der von ihm geschilderten Erscheinungen lieber verschweigt, obwohl, wie wir gesehen haben, sein eignes Gedicht einige nicht unwerthe Beiträge für die Einsicht in die Art jenes Verkehrs liefert. Als allgemeines Sittengemälde für die damaligen Bestrebungen der Bauern darf die Erzählung erst mit Berücksichtigung dessen angesehen werden, was der Dichter, indem er dieselben für albern und lächerlich hält, in tendenziöser Weise auffasst und demgemäss zur Darstellung bringt. In seinem Gedichte muss ein Bauer, der höher hinausstrebt, zu einem eitlen, genusssüchtigen und schliesslich verunglückenden Menschen werden, während ein solcher doch wohl mit demselben Rechte und in ebenso gutem Einklange mit den wirklichen Verhältnissen der thatkräftige, sich Bahn brechende und am Ende den Preis seiner Mühen erringende Held einer Erzählung hätte sein können. Das Interesse der damaligen Dichter war aber aufs engste mit den Höfen und den ritterlichen Kreisen verknüpft.

Es ist also ein naher Zusammenhang des Meier Helmbrecht mit der Neidhartischen Poesie zu constatiren. Während die Selbstständigkeit des Erzählens und Schilderns dafür bürgen, dass seine Kenntniss des bäuerlichen Lebens auf eigener Anschauung beruht, gehört der Geist, welcher uns aus dem Gedichte entgegenspricht, zum grossen Theil der von Neidhart vertretenen höfischen Dorfpoesie an, wie auch eine starke Beeinflussung durch die Lieder desselben nicht zu verkennen ist.[1])

Wir würden aber irren, wenn wir den im Helmbrecht vorwaltenden Ton mit dem Neide, der Ironie und Schaden-

[1]) Wörtliche Anklänge z. B. Meier Helmbr. 265 u. Neidhart 68, 39 (rîten den kragen); mit M. H. 1757 vgl. Neith. 41, 5 (umbe ein grûz), u. a. m.

freude Neidharts oder richtiger der Lieder desselben identificiren wollten. Es würde das nicht hinreichen, andere Züge ernster Natur zu erklären, zu welchen, wenn es auch bei jenem keineswegs ganz daran fehlt,[1]) Gattung und Form seiner Dichtungen weniger Anlass boten.

II.

Wernher der Gartenære und die höfischen Didaktiker.

Der Character der höfischen Didaktik ist ebenfalls durch den Verfall des Ritterthums und die socialen Verhältnisse der Zeit bedingt gewesen. Ein eigenthümliches Merkmal für sie ist die in ihr hervortretende rein weltliche Moral[2]), welche die Dichtungen dieser Gattung in wesentlich anderem Geiste erscheinen lässt als die von dem Einflusse der Geistlichkeit beherrschten Erzeugnisse ähnlicher Art. Der eigentliche Kernpunkt, um welchen sich alle Lehren und Satiren drehen, ist das zu erstrebende Ideal wahrhaft ritterlichen Lebens, von welchem in der Gegenwart nicht vieles vorhanden ist. Zu derartigen Betrachtungen gewährte die Lage verarmter Adliger und nothleidender Sänger auch einen ganz geeigneten Standpunkt. Von hier sah man unbefangen auf das Treiben der Mächtigen, welche ihre bessere Lage nicht verwandten, um Zucht und Sitte aufrecht zu erhalten und die Ideale früherer Zeiten zu bewahren, sondern ohne Scheu dem Streben nach eignem Wohlergehen und nach Reichthum an Geld und Gut die höheren Interessen des Standes opferten, in eigennütziger Gewinnsucht die Schwächeren unterdrückten und ihre Macht auf ganz andere Grundlagen zu stellen suchten als ritterliche Milde und Ehre. Wie mancher mochte da emporgekommen sein, der jetzt in vollem Genusse seines Strebens

[1]) cf. 31; 32, 26; 34 u. a.

[2]) Seifried Helbl. XV, 22: ich wil wenden den gedanc an menschlîche sinne, ob ich rede beginne, daz die wol verstendic sî. gotlîcher sinne bin ich frî.

sich befand,[1]) während nach Ansicht anderer es besser gewesen wäre, man hätte ihn, bevor er dazu gelangte, gleich Helmbrecht an der Weide aufgeknüpft[2])?

Der Wunsch, das Leben der Adligen und namentlich der Mächtigeren unter ihnen den Forderungen der „Weisen" gemäss gestaltet zu sehen, ist das Motiv einer Reihe im 13. Jahrhundert verfasster Dichtungen, welche jedenfalls an den Höfen gelesen werden sollten, nicht freilich zur Unterhaltung, sondern zur ernstlichen Belehrung und Besserung[3]).

Im Gedichte von Meier Helmbrecht stellt das Gespräch zwischen dem Vater und dem aus der Fremde heimgekehrten Sohne die gegenwärtige, verdorbene Zeit in Gegensatz zu den guten, alten Tagen der Vorfahren. Als der Alte in seinen jungen Jahren an den Hof gesandt wurde, um Käse und Eier dort anzubieten, hatte er Gelegenheit, zu sehen, wie es damals die Ritter trieben (913). Es waren höfische und frohe Leute, welche nichts von der heute gebräuchlichen Tücke verstanden. Den Frauen machten sich die Ritter durch Buhurdieren beliebt, wobei sie, scharenweis gegen einander reitend und sich stossend Lob gewannen. Als sie hieran genug gethan, führten sie einen Reigentanz auf mit Gesangbegleitung, bis ein Spielmann erschien und mit der Geige zum Tanze spielte. Es war herrlich anzuschauen, wie die Ritter den schönen Frauen entgegengingen und sie bei der Hand fassten: dâ was wunne überkraft von frouwen und von ritterschaft in süezer ougenweide. Junker und Mädchen, Arme und Reiche, tanzten fröhlich miteinander. Und nachdem

[1]) den rîter ich hân gesehen, des vater ein gebûre was, sîn muoter des wol genas, ders ein gebûrinne hiez; niemen sluoc in noch enstiez darumbe, ez was diu wârheit. (Seifried Helbling VIII 180.)

[2]) vergl. Reimar v. Zweter, S. 36 Anm. 1.

[3]) swaz ich unz her getihtet hân, daz was durch kurzwîle getân — ezn wart nie dehein maere, swie ängestlîchez waere, man müeze ez hoeren unde sagen (Kleine Gedichte vom Stricker, Hahn, S. 52.) — vergl auch Seifried Helbl. IV, 278.

das Tanzen ein Ende genommen hatte, gab sich ein jeder seiner Lieblingsbeschäftigung hin. Der eine las aus einem Buche, welches vom Herzog Ernst erzählte; ein anderer schoss mit dem Bogen nach dem Ziele, ein dritter ging auf die Jagd, und so thaten alle, was ihnen gut dünkte. Wer damals der schlechteste war, würde jetzt der beste sein. „Wie wohl wusste ich, was Treue und Ehre mehrte, bevor die Falschheit es veränderte". Wer aber horchen und lügen konnte und sich auf Ränke verstand, von der Art, welche heute bei Hofe werth ist und als weise gilt, dem gönnte man damals dort nicht die Speise. Leider haben solche Leute jetzt mehr Gut und Ehre als ein Mann, welcher recht handelt und nach Gottes Huld strebt.

Dagegen entwirft der junge Helmbrecht ein Bild von der jetzigen höfischen Sitte: die Hauptsache im jetzigen Hofleben ist das Trinken. Während man früher die werthen Leute bei den schönen Frauen sah, erblickt man sie jetzt im Wirthshause beim Weine. Ihre höchste Sorge ist Abends und Morgens, dass der Wein gut sei und der Trinker hohen Muth gewinne: Das ist nun ihre Minne: „Liebe Wirthin, Ihr sollt uns den Becher füllen. Ein Affe und ein Narr war er, der jemals statt des guten Weines nach Weibern sich sehnte und grämte." Wer lügen und trügen kann, sich auf listige Rede versteht und nach Schalkes Art schmäht, der ist höfisch, fein, froh und tugendreich. Das Leben der Alten aber ist jetzt im Banne und Männern und Weibern so unbequem wie der Henker. (984 ff.)

Freilich soll Helmbrecht diese neue höfische Sitte in einer Umgebung kennen gelernt haben, von welcher man glauben sollte, dass nach der verächtlichen Art, wie das Gesindel vom Dichter geschildert wird, sie diesem selbst am Ende nicht hätte maassgebend erscheinen dürfen. Aber wenn Wernher hier die Ansicht verräth, dass Leute aus Helmbrechts Stande die Sitte verderben und bei Hofe lügen und trügen, so erinnert dies an die Missstimmung, welche Walther von der Vogelweide gegen die niederen Leute zur Schau trägt, die bei Hofe den hohen vorgezogen

werden und statt das Reich zu berathen, sich nun auf andere Künste nicht verstehen als auf Lügen und Trügen: dieselben brechent uns diu reht und stoerent unser ê (57,20 ff.). Auch umgekehrt bringt Wernher, wie die Worte des Alten (V. 1027) zeigen, das Räuberleben Helmbrechts in unmittelbaren Zusammenhang mit der allgemein jetzt bei den Rittern herrschenden Sitte. Er nimmt eben in seiner Erzählung Gelegenheit, alles, was er im heutigen Ritterleben zu tadeln findet, wie in einem Gesammtbilde zu vereinigen.

Soweit jene Klagen über Sittenverfall sich auf die zur Mode gewordenen niederen Leidenschaften beziehen, welche den früheren, idealistischen Frauendienst nicht mehr aufkommen lassen, ist in ihnen nichts anderes zu sehen als der unter den späteren Dichtern allgemein verbreitete Unwille über den Untergang der alten Minne. Demselben wird von Niemandem energischer Ausdruck verliehen als von Ulrich von Lichtenstein, der im Frauenbuche dies Thema ausschliesslich behandelt. Seine äusserlich besser beschaffene Lebenslage mochte ihn gegen manche Uebelstände gleichgültig machen, welche von ärmeren Dichtern lebhaft empfunden wurden. Für ihn, der ganz an den Empfindungen der idealistischen Poesie in überspannter, sentimentaler Weise festhält, reducirt sich der Verfall der Sitten ganz allein darauf, dass die reine Liebe zu herrlichen Frauen dem jetzigen, roheren Geschlechte abhanden gekommen sei. Eben deswegen erscheinen aber seine Klagen nur als nähere Ausführungen dessen, was wir bei anderen Didaktikern und auch bei unserem Dichter finden, sobald dieselben auf die jetzige Minne zu sprechen kommen. Ehemals lächelten nach Ulrich von Lichtenstein die Männer den Frauen zu, wurden Muthes reich und unverzagt von ihnen, während jetzt die edleren Empfindungen verhöhnt und durch rohe Leidenschaften vom Platze gedrängt sind, eine Ansicht, welche in dem Gespräche zwischen Ritter und Frau von der letzteren in ähnlicher Weise wie bei Wernher durchgeführt wird: si bruoften manege

ritterschaft durch uns mit ritterlîcher kraft.[1]) Aber: nû tuot ir nindert dem gelîch, daz wir iuch dunken minniclîch (23), und wenn sie von der Liebe der Frauen hören, setzen sie immer nur der „minne gir" bei ihnen voraus. Dass die Trunksucht die reinen Liebesfreuden verdrängt habe, wird auch hier geklagt: si minnent wîn für allez guot, niht dinges in so senfte tuot: si habent in liep für — die reinen süezen wîp; in ist gar wînes vol der lîp beidiu diu naht und ouch den tac (609,20). Niemand kann froh sein anders als beim Weine. Da sind sie stark und schnell, da haben sie grosse Kraft und brechen viele Speere entzwei, da springen, tanzen, lachen und singen sie (609,28). „Ich weiss wohl, das war früher nicht so" (611,8). Der ganze Jammer aber, welcher in der Welt jetzt herrscht, ist von der Entartung der Minne hergekommen: des daz die welt niht freuden hât und alsô jaemerlîchen stât (653,19).

Die Ansicht, dass harmlose Freude und Frohsinn aus der Welt entschwunden seien, finden wir auch beim Stricker näher ausgeführt. Es ist ein eignes Klagelied, welches von diesem Gedanken ausgeht[2]) und denselben durchführt, indem häufig die alte mit der neuen Zeit verglichen wird. Die Verse 263 ff. über die Minne klagen ebenfalls, dass Wein und arme Weiber den Rittern jetzt angenehmer seien als edle Frauen. An Saitenspiel, Singen und Sagen, Buhurdieren und Tanz haben die Herren keine Freude mehr (238). „Unfreude ist jetzt gekrönt; ihr haben die Reichen geschworen und statt der Freude alle das Waffentragen sich angenommen" (18). Das meint auch der alte Helmbrecht, welcher früher bei Hofe rufen hörte: „heyâ, ritter, wis et frô"; jetzt aber heisse es: jagâ ritter, jagâ jac, stichâ stich, slahâ slach! (1027). Aus anderen Stellen wird auch der etwas gezwungene Zusammenhang schon deutlicher, in welchem bei Wernher das gegenwärtige

---

[1]) Lachmann, Ulrich von Lichtenstein. Der frouwen buoch 599, 15.

[2]) Hahn, kleinere Gedichte von Stricker XII, S. 52 ff.

Hofleben mit dem angemaassten Knappenberufe Helmbrechts erscheint. Mit Anklang an ein Walthersches Lied,[1]) aber selbstständig und in eingehenderer Durchführung gedenkt der Stricker (113 ff.) der Stühle, welche vormals am Hofe in Ansehen standen. Einen derselben hatten die Wohlgeborenen inne, welche man aber jetzt ganz vergessen hat (142). Wie edel ein Mann jetzt sein mag, er darf, wenn er arm ist, nimmer zu Hofe kommen (145). Der Arme muss ertragen, was man ihm auch nimmt und darf es dem Kaiser nicht klagen (98). Lug und Trug sind heute an der Tagesordnung (279). Es müsste Gott erbarmen, dass man mehr als einen ehrbaren Armen jetzt denjenigen achtet, welcher mit verfluchten Listen unreines Gut gewonnen hat und immer nach der Vermehrung desselben strebt (293). Wie grosse Zucht auch ein Mann besitzt, es hilft ihm weder bei den Herren noch bei den Frauen, wogegen einem zuchtlosen Manne alles gewährt wird, was er verlangt (351). Auch die Fabeln des Strickers scheinen häufig in ihrer Schlussmoral hauptsächlich gegen Verhältnisse des ritterlichen Lebens gerichtet, so dass maere von dem tursen[2]). Und wie die Katze, deren Uebermuth durch den Rath der Fee zu Schanden wird, muss sich auch ein Mann schämen, welchem man sein Recht und seinen Namen mit Schanden zeigt, wenn er mit Hochmuth lebt[3]). An die von Wernher verspottete Raufsucht erinnert der Stricker in der Erzählung vom Ritterzopfe, welche als Beispiel denen dienen soll, welche wegen jeder Kleinigkeit ihre Ehre verletzt glauben.[4])

Niemand aber ist geeigneter, zur Erklärung des Meier Helmbrecht zu dienen und in speciellen Punkten Vergleiche darzubieten als ein gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts lebender östreichischer Didaktiker, welcher

---

[1]) Wackernagel u. Rieger 67, 3.
[2]) Kurz, Litteraturgesch. I, 195b.
[3]) Wackernagel, Lesebuch 626, 5.
[4]) v. d. Hagen, Germania VIII, 314.

15 Bücher lehrhaften und satirischen Inhaltes schrieb, der sogenannte[1]) Seifried Helbling, nach seinen eigenen Aeusserungen zu schliessen, ein Ritter von echter Geburt, aber anscheinend schmahlen Einkünften[2]). Sein Vorbild ist Meister Konrad von Haslau, an dessen didaktisches Gedicht „der jüngelinc[3])" er sich hauptsächlich anzulehnen scheint. In diesem werden nämlich Vorschriften für das Leben der jungen Adligen ertheilt, wie es sein solle und wie es vor Zeiten gewesen sei, während die Gegenwart nur ungeziemendes Benehmen, lasterhafte Gewohnheiten und sittliche Verkommenheit aufzuweisen habe. „An Zucht erkannte man immer die Edlen; Zuchtlosigkeit ist bäuerische Schande; wo Bauer und Herr gleicher Tugenden sind, ist das Lämmlein bunt geworden." (6) „Welcher Edelknecht das Wirthshaus liebt und der Bösen Huld dort gewinnt, hat deswegen der Weisen Hass" (453). Der Schalk, welcher ohne Tugend und Ehre mit List und böser Schlauheit sich wichtig macht, verdrängt die Würdigen vom Hofe, während man einen ehrbaren Mann, welcher von alle dem nichts thut, häufig übersieht (866 ff.). Ehemals, da ein Mann den anderen ehrte, war beider Lob gemehrt (995). Damals nahm auch dieser oder jener an dem Gute der reichen Herren theil, das haben aber die Argen jetzt umgekehrt: „Bosheit lehrt keine Milde" (885). Ein bedrängter, anständiger Mann findet keine Gewährung seiner Bitte mehr (900). Ein solcher liesse sich an einem Reichthum genügen, welcher für tausende

[1]) Dass Seifried Helbling nicht, wie v. Karajan in seiner Ausgabe (Haupts Zeitschr., IV) glaubte, der Name des Verfassers sei, wird von Martin (ebd., neue Folge I, 464) nachgewiesen. Wenigstens sind die von Karajan (zu Seifried Helbl. und Ottacker von Steiermark, zwei Vorträge, Wien 1870) wieder dagegen angeführten Bedenken wohl nicht stichhaltig. Jedenfalls ist Helbling als Verfassername nicht zu beweisen.

[2]) diu klâren condiment sint mir dicke tiure bî mînem kleinen viure (II, 12).

[3]) Haupts Zeitschr. VIII, 550 ff. Bei Seifried Helbl. erwähnt II, 443.

hinreichend wäre (1060). Wenn der Dichter selbst ein Herr wäre, würde er den getreuen, tugendhaften Leuten wohl wollen, die Zuchtlosen aber schlecht behandeln. Ein gewaltiger, reicher, edler Mann müsste erkennen, wer ehrenwerth und wer böse ist (203). Für seine Person wünscht der Dichter, dass Gott ihn vor schädlicher Armuth bewahren, aber auch des Reichthums, welcher auf die Strasse der Hölle weise, erlassen möge[1]). Man sieht, dass die materiellen Verhältnisse mit den Klagen über die Gebrechen der Zeit sich aufs engste berühren.

Von demselben Geiste, aber mit besonderer Rücksicht auf das Emporstreben der niederen Stände, zeigt sich nun auch Seifried Helblings Didaktik erfüllt. Seine missbilligenden Urtheile über das Hofleben kommen gleichfalls darauf hinaus, dass das Gut mehr gelte als edle Geburt und Tugend, dass Dienstmann, Ritter und Knechte einander belügen. Mit Wehmuth erinnert er sich gleich dem Dichter des Helmbrecht an die Tage der Vorfahren: „Ich höre die Alten sagen, dass bei ihren Lebzeiten das Land ganz voller Freuden war. Wenn im Mai Blumen und Gras emporwuchsen, gaben die Herren, die hochgemuthen Laien, Kleider und Schilder, dann begann vor den schönen Frauen Turniren, Tanzen, Buhurt, Tjostiren, ritterliches Schilderfassen u. s. w.“ Mehr aber als der Verfall der höfischen Sitte scheinen ihn der Hochmuth der niedrig Geborenen und das räuberische Wesen der Ritter mit Unwillen zu erfüllen. Die Art, wie er von den Bauern spricht, ist durch verschiedenartige Stimmungen beeinflusst, indem er einerseits keinem Stande seine Achtung versagt: „Ein frommer Mann in seiner Art, welcher seine Tugend und Ehre behält, soll uns allen lieb sein“ (VIII, 359). Ein reicher, würdiger Bauer aber gefällt ihm besser als einer, dem man das Schwert gesegnet hat; dieser ist als Ritter unwerth und würde in seiner Hausgenossenschaft mehr

---

[1]) ze rîch und zarm diu leschent beide sêre an sumelîchen liuten rehten muot (Walther v. d. Vogelw. 73, 4).

Ansehen haben. Wie reich auch ein Bauer sein mag, er sollte billiger Weise die Ritterschaft sich aus dem Sinne schlagen. Ebenso gönnt er dem einfachen Ritter nicht, dass er Dienstmann sei, diesem wiederum nicht die Grafenwürde; ein Graf soll nicht Fürstenhof haben, ein Fürst ohne Wahl und Weihe nicht Königskrone tragen (VIII, 337). Derartige allgemeine Betrachtungen hindern ihn aber nicht, mit Verachtung auf die Bauern zu blicken, insbesondere den ganzen Stand in herkömmlicher Weise des Neides zu beschuldigen, welcher so gross sei, dass einer dem anderen nicht einen Weg breit Ackers gönne (II, 293; VII, 765).

Die Sitten der Bauern geben ihm ebensoviel zu tadeln wie diejenigen der höheren Stände. Früher habe man den Bauern als Speise nur Kraut, Fleisch und Gerstenbrei erlaubt, gestattete ihnen jedoch nicht, Fische und Wildpret zu essen. (VIII, 882). Jetzt aber: ezzent si den herren mit, swaz man guotes vinden mac. Der alte Helmbrecht, als Vertreter der früheren bäuerischen Sitte, nennt die Speisen, welche sich für seinen Stand schicken und mit welchen man zufrieden sein müsse, wie Brei, Roggenbrot und ähnliches; wogegen der Sohn, damit nicht zufrieden, Geflügel und Weissbrod essen will (439 ff.), und für Lemberslints Fische hätte Gotelinde gerne das Kraut genommen, welches sie in ihres Vaters Hause zu essen gewohnt war (1604).

Ehemals durften nach Helbling die Bauern nur Knittel für die Hunde tragen, indem man ihnen weder das Schwert noch das lange Messer gönnte; jetzt aber: swaz ein rîter gerne treit, nâch swelchem land, nâch swelhem sit, daz treit der gebûre mit. (II, 62). Um ihren Hochmuth lächerlich zu machen, wünscht er, dass des Bauern Schild zu einem Streichbrette, sein Schwert zu einer Pflugreute, der seidene Beutel zu einem Säetuche, die Gürtelborte zu einem hänfenen Futterstricke werden möchte u. s. w. (VIII, 305). Des Bauern Tochter bliebe, statt vor Frauen zu nähen, besser zu Hause, um ihrer Mutter zu spinnen (208). Da der Bauer zum Pfluge

erkoren ist, ginge er billiger Weise ohne Sporen, in Hut und härenem Tuche, statt der Venediger Handschuhe müsste er Händlinge tragen (II, 66). Es ist eine ähnliche, nur weniger poetisch gehaltene Verspottung der bäuerischen Eitelkeit, wie sie in der Erzählung des hier an Neidhart sich haltenden Wernher zur Geltung kommt.

Besonders lässt sich Helbling auch angelegen sein, das rohe Fehdewesen des Adels zu tadeln und dabei die Lebensweise und die Manieren räuberischer, dem Bauernstande entsprossener Knappen zu schildern. Er giebt verschiedene Wege an, wie es den Bauern gelang, emporzukommen. Einer ist als Pächter[1]) eines Herren reich geworden und trachtet nun, bei Hofe werth zu sein. Der Herr, welchem er mit gutem Rathe zur Hand geht, hat manchen Vortheil von ihm, so dass er ihn wohl hält und seine Kinder zu Hofe bittet. Der Sohn des Bauern, welcher die Tochter eines armen Ritters geheiratet hat, wird nach dem Tode des Vaters durch das ererbte Gut nur noch übermüthiger, geht zum Herrn und bittet, ihn zum Ritter zu machen, mit der Zusicherung, die damit verbundenen Kosten selbst tragen zu wollen. Der Herr nimmt ihn mit Freuden an und verspricht, das Hofrecht, welches er von ihm gehabt habe, so lange er Knecht gewesen sei, in Lehnrecht zu verwandeln. Und der bis dahin Engelmâr hiess, ist jetzt Herr Eberrûsch geworden.[2]) (VIII, 191 f). — An einer anderen Stelle aber (ebd. 861 ff.) heisst es: „Die Bauern machen es auf folgende Weise. Jeder will sich besser herren als er von Gott geherrt ist, worüber der Teufel seinen Spott hat. Er scheut nicht grosse Ausgaben[3]), bis er des Gutes ledig ist und ein Knappe wird. Seine Armuth verhehlt er damit, dass er Tag und Nacht mit Mord stiehlt." Dies ist die Sorte von Knappen, zu welcher offenbar auch Helmbrecht gehört. Wie der Vater ihm in Aussicht stellt,

[1]) amman, ambtbauer = Verwalter eines Bauernhofes, Pächter (Müller u. Zarncke II, 35a).

[2]) So vielleicht der Sinn der Worte 284 u. 285.

[3]) 865, grôz wîsôt er niht verbirt?

wird er bei Hofe aller Gnaden entbehren und Hunger leiden (284); ein Bauer, meint er später, sei besser daran als ein armer Hofmann, der niemals Hufengeld gewann und zu jeder Zeit auf seine Nahrung bedacht sein muss, unter fortwährender Sorge, dass seine Feinde ihn einfangen, verstümmeln und erhengen (1106). Auch scheint aus mehreren Stellen des Gedichtes hervorzugehen, dass durch die Eitelkeit der Frauen und des Sohnes mehr Ausgaben verursacht wurden als eigentlich der Bauernhof vertragen kann. Es wird angemerkt, wieviel die für Helmbrecht angeschaffte Ausrüstung gekostet hatte, namentlich der Hengst, welcher 4 gute Kühe, 20 Ochsen, 3 Maass Korn und 40 Lagen Tuch werth war. „O weh, verlorenes Gut," ruft dabei der Dichter aus (398). Später bereut der Alte, damals so vieles unnütz ausgegeben zu haben: „Mich reut mein Tuch und mein Korn; seitdem ist mir das Brod so theuer" (1755). Dem entspricht es auch, wenn Helmbrecht die Armuth in seines Vaters Hause nicht zu ertragen vermag (375), und wenn Gotelinde der Armuth frei zu werden hofft, sobald sie Lemberslint heirathet (1404). Ueberhaupt aber erscheinen Eitelkeit und Genusssucht[1]) als Triebfedern für Helmbrechts Wunsch, Ritter zu werden, keineswegs aber der Reichthum des Bauern, dessen Lage wohl auskömmlich genug wäre, wenn Helmbrecht in seinem Stande wie der Vater leben wollte, für dessen höhere Bestrebungen aber und für den Unterhalt seines Hoflebens nicht ausreicht oder doch jedenfalls nicht weiter behülflich sein soll. Wir werden daher mit um so mehr Recht den von Helbling geschilderten, auf Diebstahl und Raub angewiesenen Knappen Helmbrecht und seine Genossen zur Seite stellen können.

Von dem Burgherren, zu welchem Helmbrecht geritten kam, erfahren wir nur, dass er fehdelustig war und gerne die behielt, welche mit den Feinden zu streiten

---

[1]) des armen hôhvart, diu daz birt, daz er dâvon zespotte wirt (Stricker 42,3).

sich getrauten. Nach Helbling waren es oft grade die reichen Ministerialen, welche das Raubwesen begünstigten und mächtige Herren, deren Knechte umsonst dienten und anderweitig sich schadlos halten mussten[1]). Dem einzigen, welcher im Stande wäre, dem Unwesen zu steuern, dem Fürsten, rathen die Herren, von welchen selbst der meiste Schade geschieht, nicht zum Guten (I, 581). Solchen waren, da sie sich und ihre Diener mit dem Gute anderer bereicherten, Bauernsöhne natürlich lieber als Ritter und Knappen von edler Herkunft[2]). Helbling flucht den Herren, welche sich mit Strassenräubern umgeben und die armen Leute schreien machen (II, 160). Einige von ihnen treiben es so arg, dass, wo sie gehaust haben, ein Jahr lang weder Gans noch Huhn bei den Bauern wahrzunehmen sind (I, 576). Mancher Herr hat solche Gesinnung, dass er, ohne Fehde anzusagen, sich auf eines benachbarten Herren Gut legt. Ordentliche Leute sind nicht drei unter alle dem Gesindel, mit welchem er über ein Dorf herfällt. Der Wirth muss Schränke und Gemächer aufschliessen und den Räuber selbst umherführen, während er im Stillen seine ungebetenen Hausgenossen verwünscht, die sich nun so knappenmässig benehmen: „den einen sah ich zu Acker gehen, den anderen Rüben graben; solche Leute muss ich

[1]) gewaltege herren lônent niht ân mit der guot den schade geschiht . des tragent si ir diener hin (II, 107). — daz si sô mangen bindent in ze dienst umb ungetât, des wirt ir sêle müelîch rât (ebd. 116). — Meister Rûmzlant: daz diebe, rouber, morder sint, verraeter, trieger, valscher wuocheraere, sô vil der ungetriuwen kint, daz ist der herren schult, die sie beschirmen; daz sint boesiu maere, swer tûsent mark roubet unde mordet unde stilt, daz er mit zwelben büezen mac dem rihter, daz er sîniu werk verhilt. (HMS III, 64b). Ueber die Bestechlichkeit der Richter vergl. auch Helbling II, 144, Stricker, Hahn 59, 201 u. Meier Helmbrecht 1673.

[2]) ich weiz der dienstman wol drî, swâ ez in disem lande sî, den gebûren lieber sint dan rîter unde rîters kint (VIII, 911). — swâ nû rîter rîters kint? ir sît ze hove niht erkorn (XV, 375).

in dieser Nacht zu Herren haben". Die Schandthaten, welche von ihnen verübt werden, sehen denjenigen sehr ähnlich, welche Helmbrecht und seinen Genossen zugeschrieben werden und bei welchen der erstere sich so sehr auszeichnete, dass bei der Beutevertheilung ihm stets der beste Antheil zufiel (688). Nachdem alles Vieh und Geflügel, Haus- und Küchengeräthe fortgenommen ist, wird des Wirthes Betttuch als Sack verwandt, um alle kleinen Sachen hineinzupacken. Und als ihm nichts mehr übrig geblieben ist, wie Helmbrecht dem Manne nicht Löffels Werth lässt und alles in seinen Sack steckt, wird durch die Drohung, dass Weib und Kinder lebendig verbrannt werden sollen, dem Wirthe das Versprechen abgepresst, ein hohes Lösegeld zu bezahlen. Schliesslich sagt auch hier der Ritter zu seinen Knappen: „Was dem Manne gefällt, das theilet gütlich unter einander" (I, 586 ff.). Wenn auch nicht alle gewaltigen Herren so roh und unmittelbar verfahren haben werden, so ist doch sicher, dass die Unterdrückung der Schwächeren durch die Mächtigen häufig in gemeine Wegelagerei ausartete und dass bei diesem Unterdrückungswerke ihnen die Leute niederen Standes behülflich waren. Viele von den letzteren mochten daher — wenn dies auch nicht allgemein zutreffend gewesen sein wird — wie Helmbrecht mehr Dieben und Räubern als Knappen ähnlich sein.[1]) Was sie im Dienste ihres Herren lernten, übten sie auch wohl auf eigene Rechnung bei ihres Gleichen, den Bauern aus,[2]) deren Rache gelegentlich auch nicht ausgeblieben sein wird.

---

[1]) Reinmar v. Zweter (HMS II, 202b). ê daz die knappen wider als ê ze knehten werden, sô wirt ir wol tûsent oder mê bestumbelt und erhangen; daz gît man knappen umb ir knappeschaft. Ich meine der edeln knehte niht, ich meine die man steln (unt) rouben unde brennen siht : suln die daran erwinden, daz muoz geschehen von starker galgen kraft . swelch herre sich betrâgen wil des rehten, der mac sich leider kûme nû beknehten.

[2]) Vergl. auch Meister Rûmslant: si heten leides al ze vil, die armen lantgebûre — diu kranke diet von swacher art die

Es ist wohl glaublich, dass in der Lebensweise dieser Leute eine sonderbare Vermischung ritterlicher Ehre mit rohem, noch ungeordneten Söldnerwesen zum Ausdrucke kam, seitdem einmal die Grundlagen der mittelalterlichen Kriegsverfassung zu schwinden begannen, während doch die alten Formen des Ritterwesens noch bestehen blieben.

Der Knappe, in dessen Reden Helbling viele seiner Satiren einkleidet, hat in einem Wirthshause mehrere jener Gesellen verkehren sehen. Der eine von ihnen, welcher zugleich als der Anführer der anderen erscheint, lässt einen Hengst in den Stall der Wirthin treiben, um dafür sich und seinen Genossen Wein einzuhandeln (I, 372); ein zweiter will der Wirthin einen Ochsenschenkel geben für einen Gänsefuss, um seinen Hunger zu stillen (429). Vor solchen Dingen warnt der alte Helmbrecht seinen Sohn, indem er ihm räth, lieber Wasser zu trinken als mit Raube Wein zu kaufen, lieber mit den gewohnten Speisen fürlieb zu nehmen als um ein Huhn ein geraubtes Rind zu geben oder um eine Gans ein geraubtes Pferd (443).[1]) Wenn ferner Helmbrecht das Wassertrinken den Bauern überlässt (471), sich selbst aber (1118) nach seinen Genossen zurücksehnt, da er in mehr als einer Woche keinen Wein getrunken habe und darum seinen Gürtel um 3 Löcher weiter schnallen müsse, so erinnert diese Gier an die noch rohere Weise, wie jener prahlerische Knappe seinem Verlangen Ausdruck verleiht, welcher, von oben bis unten in Eisen gerüstet, vor der Wirthin steht, indem er die Hand an den Griff des Schwertes legt, so dass dasselbe hinten

---

Kristenheit nû neisen, gebûres kint, diene lâzen nihtes niht den armen, witewen unde weisen; die rouber sint, si loufen sumelîche von ir meister pfluoge : den armen liuten nieman tuot sô grôze unfuoge (HMS III, 57a).

[1]) Vergl. auch Meister Rûmzlant: swer nû kan tac und naht hûs und strâzen rouben, der wirt in der herberge wol enpfangen. Swenne er maniger hande wâre in sînem sakke bringet, sô wirt im gelt, dâ von im sîn gêre unde ouch sin biutel dicke erklinget (HMS III, 57a).

emporsteht: „Frau, tragt Wein unter die Leute, lasst Wasser die Schweine trinken; der Wein muss in mich sinken, wie in die dürre Erde, so dass ich allenthalben voll werde“ (I, 345).

Die allegorischen Namen, welche Helbling den Knappen giebt, haben ähnlichen Sinn wie diejenigen bei Wernher dem Gartenäre, welchen sie zum Theil sogar dem Wortlaute nach gleich sind. So kommt bei beiden (1221 und I, 372) Wolwesdarm, bei Wernher Müschenkelch (1191), bei Helbling Müschenrigel vor (XIII, 163). Bei letzterem finden wir Lemberslint (1185), Hellesac, Rütelschrîn (1189), Wolwesguome (1195), Slintezgeu, Küefrâz und Slickenwider, bei ersterem Kunzel Unkrût, Brichenvrid Gebûrenhâz, Îlinsgrap, Stentbîderfleschen, Achtdersêl, Endânriu, Strütensac (XIII, 140). Wernhers Wolwesdrüzzel, welcher alle Schlösser ohne Schlüssel aufthut (1203), ist eine ähnliche Gestalt wie die, welche bei Nacht und Nebel über Feld reitet, mit Diebsgeräth und Werkzeugen zum Oeffnen der Schlösser versehen (Helbling I, 181). Helblings Knappen sind ihres Raubes froh, weil der Herzog doch nicht richtet und scheuen sich ebenso wenig vor einer höheren Gewalt wie sie bei Wernher den Schergen fürchten; und Helmbrecht selbst vermisst sich, den Kaiser und Herzog einzufangen (411).

Mit diesem Unwesen der Raubritter werden im Meier Helmbrecht die verschrobenen Ehrbegriffe in Verbindung gebracht, welche jetzt eine so lächerliche Wichtigkeit erlangt haben und von dem jungen Helmbrecht während seines Hoflebens gelernt worden sind. Jene Knappen glauben ungehindert die grössten Schandthaten begehen zu dürfen, während sie andererseits wegen Kleinigkeiten ihre Ehre für beleidigt und der Rache bedürftig erachten, zumal dieselben als Vorwand für ihre Räubereien gelten müssen. Helmbrecht will lieber todt sein als den Mann nicht rächen, welcher neulich zu den Karpfen Brod gegessen hat (1141). Einem anderen will er nicht nachlassen, dass er gegen die Sitte bei Tische seinen Gürtel niederliess. Und obgleich er kurz vorher versichert hat, Minne und Frauendienst

würden bei Hofe jetzt für Narrheit gehalten, würde er sich doch nie der Frauen würdig erachten, niemals sein Schwert mit Ehren wieder um den Leib gürten, ohne gegen denjenigen aufgetreten zu sein, welcher neulich den Schaum vom Biere blies.[1]) Sie alle müssen für ihre Vergehen mit Leben und Eigenthum einstehen.

Auch Seifried Helbling kommt mehrfach auf dieses Thema zu sprechen. Knappen, Ritter und Dienstmannen sind ganz und gar in Eisen gerüstet. Ein derartiger Mann lacht selten; „ich vergleiche ihn der Henne, welche, wenn sie in der Sonne geht, von ihrer Haube den Schatten sich sträuben sieht; aus Zorn darüber schüttelt sie ihr Gefieder, und der Schatten schwillt dann ebenfalls an.“ „Zu wem soll ich noch Zuflucht nehmen,“ lässt darauf der Dichter die als redend eingeführte Zucht sprechen, „wenn jemand einem um ein Ei droht?“ (II, 1215 ff). — „Es sind bei meinen Tagen mehr als drei erschlagen worden, welche ihre Genossen mit „Du“ anredeten“ (VIII, 435)[2]). „Der Mann mag arm oder reich sein; wenn er Kettenhandschuhe trägt, hat er meines Dutzens guten Rath; denn er gebärdet sich so, dass er mit einem um ein Wort fechten würde“ (ebd. 445).[3])

Einen anderen Gegenstand der Satire Helblings betrifft das Eindringen fremder Sitten in Oestreich. Von einem nach ausländischer Mode gekleideten Manne heisst es: „In Thüringen und Sachsen hat er doch keine Geltung; die Kornsaat hat ihm in Meissen gefehlt, weil er nie dorthin

---

[1]) Ueber das Niederlassen des Gürtels als Verstoss gegen die höfische Sitte s. Keinz S. 76, Anm. zu 1152, wo aus Tanhûsers hofzuht auch noch hätte erwähnt werden können: etlîcher blâset in den tranc, — der unreht solte man enbern (Haupts Ztsch. VI, 85).

[2]) Von Schröder irrthümlich auf die Bauern bezogen (Gosche. I, 79).

[3]) dô man turnierens pflac durh ritters lêre — dô hete man ümbe eine dekke ungerne erwürget guoten man : swer daz nû tuot, unt daz wol kan, der dunket sich ze velde gar ein rekke (Reinmar v. Zweter, HMS II, 196a).

kam. Nun nehmt an einem solchen Manne wahr, welcher Teufel ihn darum bittet, dass er sich nach fremder Landsitte so brüstet? Wie er damit prahlt, dass er nicht anders reden kann als: wat wolt gi, sâlic kumpân?" (I, 280 ff) „Mit der echten Landsitte, wie sie früher war, ist in Oestreich mancher Mann ausgekommen" (VIII, 733). „Wer statt eines Oestreichers gerne ein Baier oder ein Sachse wäre, dem wünsche ich, dass ihm ein Höcker oder ein grosser Kropf wachse" (I, 540). „An Haar, Gewand und Gebärde wäre jeder gerne aus der Stadt Eselsheim" (II, 1469). „Kurzes Haar nach der Sachsen Sitte haben wir auch hier getragen. Der Böhmen Sitte ist uns nicht erspart geblieben, so dass wir unsere Freunde des Morgens „tobroytra" grüssen müssen (XIV, 18). Die Sachsen, Baiern und Rheinfranken behalten alle ihre Sitte und thun wohl daran (VIII, 765). Helbling wünscht nun, dass, wer in Oestreich nach böhmischer Sitte sein Gewand trägt, auf die Frage eines braven Mannes nicht anders reden könnte als: nie rosmie pan, — und wenn einer nach der Sachsen Sitte sich so sehr richtete, dass er nicht mehr östreichisch reden könnte, so müsste er nur sprechen: wit, wat, waet[1]) (787 ff.).

Vergleichen wir mit diesen satirischen Bemerkungen die Scene, wo Helmbrecht aus der Fremde zurückkehrt, so hat es den Anschein, als ob Wernher der Gartenäre sich ebenfalls angelegen sein liesse, die heimische Sitte gegen den Einfluss der Fremde durch seine Satire zu vertheidigen. Wenn der junge Helmbrecht nichts als „tobroytra," fremdländische und sächsische Worte sprechen kann, obwohl er vermuthlich nie sehr weit von seinem heimathlichen Dorfe entfernt gewesen ist, und wenn dann der Alte ihn für einen Böhmen oder Wenden zu halten vorgiebt und ihm die Aufnahme verweigert, so legt der Dichter darin eine ähnliche Verspottung an den Tag, wie Helbling in seinem Wunsche.

[1]) Vergl. Neidhart 82,2: mit sîner rede er vlaemet — (auf das höfische Wesen der Bauern bezogen).

Die vielfachen Berührungspunkte in Wernhers und Helblings Schilderungen lassen sich durch Bekanntschaft des einen mit dem anderen nicht erklären. Denn mag auch dem vermuthlich später lebenden Helbling das Gedicht von Meier Helmbrecht bekannt gewesen sein und bei seinen übrigens meist weit eingehenderen Schilderungen vorgeschwebt haben, so scheinen doch, von der inhaltlichen Verwandtschaft abgesehen, keinerlei auffallende Anklänge des einen an den anderen vorhanden zu sein.[1]) Wohl aber lässt sich vermuthen, dass die trotz der Zeitdifferenz so ähnlich geschilderten Culturverhältnisse in sehr naher localer Beziehung zu denken sind. Wie aber dem sein möge, im Meier Helmbrecht ist wie bei den erwähnten Didaktikern der Unwille über die socialen Uebelstände der Zeit stark ausgeprägt und dasselbe Thema in zusammenhängenderer Weise bearbeitet, welches den Spruchdichtern jener Zeit, wie Walther von der Vogelweide, dem Bruder Wernher und einer grossen Zahl anderer so vielen Stoff an die Hand gab. Diese Klagen sind freilich durch die persönlichen Verhältnisse der Dichter oft stark beeinflusst[2]) und mögen häufig auch von solchen nachgesprochen sein, welche dem eigentlichen Sinne derselben und der sie ursprünglich veranlassenden Stimmung ferner standen. Doch lässt sich nicht in Abrede stellen, dass wirklich in der Lebensweise der Adligen eine gegen frühere Zeiten stark abstechende Verdorbenheit um sich gegriffen hatte, wie dies durch übereinstimmende Zeugnisse über thatsächlich vorhandene Corruption, wie Trunksucht, Feigheit im Kampfe, Zerrüttung der Ehe und des Familienlebens, leidenschaftlichen

---

[1]) Etwa die Redensart: sam daz in der sunne vert (Helmbr. 1837), ähnlich bei Helbl. XV, 247 und irgendwo beim Stricker. die alten turnei sint verslagen und sint die niuwen vürgetragen (Helmbr 1023) und ähnlich Stricker 65,383. — dô liebtens sich den frouwen mite, Helmbr. 926 u. Ulr. v. Lichtenst. 92, 4. u. a. m.

[2]) ich bin ze lange arm gewesen ân mînen danc, ich was sô vol scheltens, daz mîn âten stanc (Walther, Pfeiffer 150,9).

Betrieb des Spieles[1]), unnatürliche Laster[2]), vollständige Blasirtheit[3]) u. s. w. hinreichend bewiesen wird. Aber gleichwie von Helbling wird von Wernher dem Gartenäre nicht bloss der Verfall der höfischen Sitte beklagt, sondern das ganze Treiben der Gegenwart damit in Verbindung gebracht und der dem alten Ritterthum feindliche Bund der Mächtigen mit den Niedrigen sowie die daraus folgende Vermischung der Stände nicht mit Unrecht als Ursache der socialen Erscheinungen empfunden.

Ist demnach der Geist der Missstimmung und Satire im Helmbrecht durch die gleichen Anschauungen bedingt, wie sie, in Folge der veränderten socialen Verhältnisse, in der höfischen Poesie damals ziemlich allgemein verbreitet waren, so weisen uns andere didaktische Elemente des Gedichtes auf einen bestimmteren litterarhistorischen Zusammenhang. Es ist dasselbe Werk, welches bis in die späteren Zeiten hinein seinen Einfluss bemerkbar gemacht hat und wohl als eigentlicher Ausgangspunkt der höfischen Didaktik betrachtet werden kann, an das wir Wernher den Gartenäre sich besonders eng anschliessen sehen.

In Freidanks Bescheidenheit begegnen viele Aussprüche, welche ebenfalls nur aus Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Zuständen hervorgegangen sein können. Der Verfasser zieht alle drei Stände, Pfaffen, Ritter und Bauern in den Bereich seiner Betrachtung, zeigt sich wenig durch Standesvorurtheile beeinflusst und nimmt vieles auf, was als Weisheit des Volkes in sprichwörtlichen Redensarten und geläufigen Wendungen in aller Leute Munde leben mochte. Doch ist wohl kaum zu verkennen, wie

---

[1]) Namentlich von Konrad v. Haslau (295—452) ausführlich, zum Theil in fast moderner Weise geschildert.

[2]) Nach Ulr. v. Lichtenst., Frauenb. 614,30, Stricker (67,417) und Helbling (II, 1011). Diese Stellen bilden eine Ergänzung zu den von Dümmler (Steinmeyers Ztsch. XXII, 256) gesammelten lateinischen Zeugnissen.

[3]) Stricker (Hahn 60, 231): ich klage der herren siechheit etc.

bei aller Freiheit der Anschauung ein starkes Interesse für den Stand der Herren zum Ausdrucke kömmt.

Der Reichthum der Herren ist ihm die Ursache des sittlichen Verfalles (43,17 u. 56,11)[1]. Er bedauert die Kargheit der Reichen, welche sich der edlen Armen erbarmen sollten (40,15). „Man ehrt nun an manchem das Gut, der niemals Tugend noch Ehre gewann, und man ehrt leider auch ohne Recht einen reichen Knecht mehr als einen armen Herren" (56,25). Es ist demnach die „milde" im eigentlichen Sinn, die reelle Grundlage des früheren Ritterthums, deren Schwinden von dem Dichter bedauert wird.

„Die Hochfahrt zwingt den kurzen Mann, dass er auf den Zehen gehen muss; sie hat manche Kunst, schlüpft in arme Kleidung und wohnt darin ohne göttliche Minne" (29,22). „Den Bauern schadet es, wenn sie reich sind, der Vogt wird ihnen dann zu vertraulich. Ein Bauer hat genug Ehre, wenn er in seinem Dorfe vorangeht; niemand schert so eifrig wie ein Bauer, wenn er Herr wird; denn auf das Scheren versteht er sich, weil man ihm es früher auch nicht anders gemacht hat" (122,14). „Welcher Herr die Armen niederdrückt und die Bösen vorzieht, dessen Ehre begehre ich nicht" (77,8). „Wer Brand, Raub, Mord und Hurerei begeht, ist jetzt angesehen" (32,9). „Wo die Richter Nachsicht mit den Dieben haben, wie das häufig geschieht, da kann der Dieb wohl genesen" (48,5). Lügen und Trügen sind ein Amt, dessen wenige Herren sich schämen (166,27); Lügen und Trügen sind so gross, dass sie manchen Ungenossen erhöhen (167,18). Werden niedrige Leute reich, so ist nichts so unerträglich (41,8); man hört nun manches loben, was man ehemals für ein Toben hielt (56,23); Verspottung der alten Minne (75,10), Ränkesucht und Geschmeidigkeit bei Hofe (73,12; 49,23), Furcht statt Ehre und Würdigkeit (93,2) sind nun an der Tagesordnung. Kurz, es waltet hier bereits derselbe Ton vor, welcher, weiter ausgebildet und in noch maassloserer Weise durchgeführt, die ganze spätere Didaktik beherrscht. Man erkennt auch

[1]) Vrîdankes Bescheidenheit von W. Grimm.

leicht denselben Causalzusammenhang zwischen den einzelnen Klagen, welcher bei Seifried Helbling und im Meier Helmbrecht auffällt.

Die Wahrnehmung, dass Hochmuth der Niedrigen und Habsucht der Hohen die göttlich verehrte Ständegliederung erschüttert und den Verfall der Sitten mit sich gebracht haben, musste moralische Betrachtungen allgemeiner Art nahe legen, welche allen Ständen gerecht zu werden suchen, sofern nur der Mensch nicht über die von Gott gesteckten Grenzen hinausstrebt. So finden wir bei Freidank viele Aeusserungen, welche, wenn auch immer von höfischem Standpunkte aus, den Werth des Mannes nach rein menschlichen Erwägungen schätzen: „Niemand ist edel ohne Tugend“ (53,18). „Wer Tugenden hat, ist wohlgeboren; ohne Tugend aber ist der Adel verloren. Der Mann mag eigen oder frei sein; wer von Geburt nicht edel ist, soll sich mit tugendhaften Dingen edel machen“ (54,6). „Es ist Missethat, wenn sich der Mann dessen schämt, wovon er seine Ehre hat“ (53,9). „Wer gut in seinem Maasse leben kann, ist ein glücklicher Mann; dabei lebt mancher mit Spott, welcher hoch über sein Maass hinausstrebt.“ (114,11). „In jeder Kleidung sind reines Herz und reine Gesinnung gut“ (112,21). „Wenn jeder nach seiner Gesinnung Gut besässe, würde mancher Herr Knecht sein, mancher Knecht Herren Recht gewinnen“ (76,19).

Diese, für alle Stände passende weltliche Tugendlehre, schon vor Freidank nicht ohne Beispiel bei den Dichtern, lehnt sich freilich vielfach an biblische Reminiscenzen und Sprichwörter des Volkes an. Ihre Hervorhebung aber in der Poesie und ihre Anwendung auf das sociale Leben der Gegenwart gehören einer jüngeren Zeit an. Namentlich bei den Spruchdichtern finden wir häufiger ähnliche Betrachtungen, während sie bei den oben besprochenen Didaktikern vermisst werden und selbst bei Seifried Helbling, welcher einen Bernhard Frîdanc citirt, nur wenig hervortreten. Es leuchtet aber ein, dass der Meier Helmbrecht, dessen ganzer Inhalt ja ein warnendes Beispiel für diejenigen sein soll, welche über

ihren Stand sich erheben wollen, in denselben Zusammenhang gehört und mit jener Freidankischen Weisheit grosse Uebereinstimmung verräth. Das zeigen die Ansichten über die Würde des Mannes und den wahren Werth des Adels, in welchen sich die Reden des alten Helmbrecht bewegen. Derselbe legt (489 ff.) dar, dass ein Mann von schlechter Geburt der Welt doch besser behagen könne als ein anderer von königlicher Abstammung, ein Thema, welches ähnlich wie in einer Strophe Reinmars von Zweter[1]) und in veränderter Form noch einmal (516 ff.) weitläufig ausgeführt wird. Dazu passt auch die Würdigung, welche in der Erzählung der Bauernstand findet und das Lob, welches dem Ackerbau gezollt wird, alles natürlich nur unter dem Vorbehalte, dass der Bauer nicht über seinen Stand hinausstrebt, während für gegentheilige Bestrebungen der Dichter nur Tadel und Satire in Vorrath hat. Die Betrachtungen über Erziehung (331 ff.) und über Zucht, die Krone alles Adels (506), welche der Alte unter seine Ermahnungen mischt und welche auch am Schlusse (1913 ff.) wiederkehren, sind ebenfalls bei Freidank vertreten.

Dass Wernher wirklich, wenn nicht Freidanks Bescheidenheit selbst, so doch einem derselben nahestehenden Werke sich angeschlossen habe, kann, auch abgesehen von der Freidankischen Redeweise des Bauern, wohl nicht bezweifelt werden. Er citirt (1567) die Worte eines anderen: wan ez saget ein man wîse: „ieglîch mensche sîner spîse unmâzen sêre gâhet, sô im sîn ende nâhet"; womit zu vergleichen Freidank 85,27: „manec tôre sêre gâhet, sô im sîn schade nâhet." — An V. 1676, wo Wernher von dem Wolfe spricht, welchen der Richter um Gut freilassen würde, erinnert 147,19: hete der wolf pfenninge, er vünde guot gedinge, man lieze wolve und diebe leben, möhtenz guot mit vollen geben. — Swaz geschehen sol, daz geschiht,[2]) heisst es bei Wernher 1683 und bei Freidank 26,13; der

[1]) HMS II, 191 (81).

[2]) In dieser Form nur noch bei Reinmar dem Alten (Grimm, Freid. S. XCIII).

tugent noch êre nie gewan, in ähnlichem Zusammenhange bei jenen 494, bei diesem 56,26. Da ferner die Ausdrucksweise häufig Verwandschaft zeigt[1]), so wird neben Neidhart hauptsächlich Freidank oder ein Dichter nach Art desselben als Vorbild Wernhers zu nennen sein; denn eine solche Uebereinstimmung in Gedanken und Wendungen kann allein aus der Gemeinsamkeit mancher Anschauungen im Volke oder aus dem geistigen Verkehr, in welchem überhaupt die Dichter mit einander standen, wohl kaum hinreichend erklärt werden.

Von der unabhängigen Gesinnung jener mittelalterlichen Bauern, sofern dieselbe in den Reden des alten Helmbrecht hervortreten soll, wird freilich nicht vieles übrig bleiben. Selbstbewusstsein und Stolz der damaligen Bauern zeigen sich nur in der vom Dichter einseitig beleuchteten und verspotteten Gleichstellung mit den höheren Ständen, und wir lernen in dieser Beziehung nicht viel mehr als wir bereits aus Neidhart wissen. Die Aussprüche des Alten aber, auf welche Keinz Gewicht legt, können nicht in Betracht kommen, da sie, wie auch anderswo, im Winsbeke, bei Ulrich von Lichtenstein, Seifried Helbling wirklich geschieht, weit richtiger einem alten Ritter, einer edlen Frau oder einem Knappen in den Mund gelegt werden. Wernher der Gartenäre war auch nicht blosser Berichterstatter einer einzelnen Begebenheit, noch objectiver Beobachter der Zustände seiner Zeit.

Seine Erzählung ist das Abbild einer socialen Bewegung, welches von dem frei schaffenden Dichter gar nicht anders

[1]) Wernher 518: dû wiltz beste lân untz boeste tuon.
Freidank 110,24: daz beste tuon, daz boeste lân.
W. 1669: dâ wart vürsprechen niht gegeben.
F. 179,22: vürsprechen hânt dâ kleinen strît.
W. 1019: âht und ban daz ist ein spot.
F. 46,15: aehte und ban sint tôren spot.
W. 289: wan vil selten im gelinget, der wider sînen orden ringet.
F. 75, 22: ich sihe aller hande leben wider sînen orden streben.

als tendenziös gezeichnet werden konnte, indem er unwillkürlich seine eigenen Empfindungen und Anschauungen hineintrug, welche keine andere waren als die wir bei Neidhart, Freidank und anderen kennen gelernt haben.

Der nahe Zusammenhang mit der Dorfpoesie und der höfischen Didaktik erklärt auch die eigenthümliche, isolirte Stellung, welche das Gedicht in der erzählenden Poesie einnimmt. Denn wir besitzen keine zweite poetische Erzählung aus dem Mittelalter, welche dieselbe Verwandtschaft mit jenen beiden Dichtungsgattungen aufzuweisen hätte, weil kein anderes Werk dieser Art das Leben des Volkes und die Zustände der Zeit zum unmittelbaren Gegenstande der Darstellung nahm, wie dies im Meier Helmbrecht geschieht. Im Gegensatze zu dem weitschweifigen, abenteuerlichen Wesen der grossen Epen, wie zu dem in den kleineren Erzählungen vorwaltenden legenden- und anecdotenhaften oder carricaturartigen Ton trägt das Gedicht Wernhers des Gartenäres einen künstlerischen, in vieler Beziehung modernen Character. Wir finden hier lebendige, anschauliche Darstellung, dramatische Composition, in schärferen Umrissen hervortretende Charactere, kunstreiche Motivirungen, alles Vorzüge, welche trotz ihrer sonstigen Vollendung der mittelalterlichen Poesie mehr oder weniger abzugehen pflegen. Sie sind vielleicht gross genug, um die Erzählung vom Meier Helmbrecht trotz ihrer Kürze und ihres Mangels an idealer Hoheit den grösseren, berühmten Dichtungen des Mittelalters ebenbürtig zur Seite zu stellen, mag sie auch abseits liegen von der breiten, viel betretenen Heerstrasse.

III.

Ueber Zeit der Abfassung, Person des Dichters und Heimat des Meier Helmbrecht.

Für eine genauere Feststellung der Abfassungszeit, der Persönlichkeit des Dichters sowie der Heimat der Erzählung sind, wie dies häufig der Fall, die wenigen An-

haltspunkte von so zufälliger und dürftiger Natur, dass wohl Combinationen mancherlei Art ein weiter Spielraum geboten wird, kritisch haltbare Resultate aber aus einzelnen, zusammenhangslosen und widersprechenden Daten sich schwer gewinnen lassen.

Für die Bestimmung der Abfassungszeit können nur zwei Zeugnisse mit Sicherheit verwandt werden, nämlich Wernhers eigne Aeusserung: hêr Nithart unde solte er leben (217) und eine Stelle in Ottokars Reimchronik[1]): Helmbrehtes vater lêr wil ich gerne volgen und der kneppscheit sîn erbolgen. Der Dichter Neidhart starb nach v. d. Hagen[2]) um 1234, nach Bartsch[3]) nicht vor 1236. Ottokars Reimchronik wurde nach Lorenz[4]) in ihrem ersten Theile noch während der Regierungszeit König Rudolfs geschrieben, so dass sich für die Entstehungszeit unseres Gedichtes etwa 1234 und 1291 als äusserste Termine ergeben würden. Dieser weite Zeitraum würde freilich bedeutend eingeengt werden, wenn wir aus dem Umstande, dass Helmbrecht vom Kaiser redet (411), schliessen dürften, dies habe nur vor 1250 geschrieben werden können, weil die Könige nach Friedrich II. auf längere Zeit der Kaiserwürde entbehrten. Doch sind derartige Unterscheidungen wohl mehr in Urkunden als in freien Dichtungen angebracht. Noch unzulässiger wäre es, wegen des Inhaltes eine Zeit besonders ungeordneter Zustände, etwa das Interregnum, anzunehmen, weil jene socialen Erscheinungen nicht an bestimmte Perioden gebunden sind und aus dem ganzen dreizehnten Jahrhundert sich für das Vorhandensein derartiger Verhältnisse Zeugnisse beibringen lassen. Wir können daher einstweilen nur sagen, dass die nahe Beziehung zu Neidhart, die Verwandschaft mit Freidanks Bescheidenheit und die im Ganzen noch unverdorbene,

---

[1]) Petz II, 239b.
[2]) Minnes. IV, 438.
[3]) Liederdichter XXXIX.
[4]) Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter I, 205.

höfische Sprache innerhalb jener Grenzen für die Abfassung des Gedichtes eine ziemlich frühe Zeit vermuthen lassen.

Gewissere Resultate lassen sich für den Stand des Dichters gewinnen, obgleich über die Persönlichkeit desselben die Meinungen sehr weit auseinander gehen. Keinz[1]) vertritt die Ansicht, derselbe sei ein Klostergärtner in Ranshofen gewesen. C. Schröder[2]) hat dagegen versucht, die Identität des Dichters mit dem bekannten Bruder Wernher nachzuweisen. Obgleich stark bestritten, scheint diese letztere Meinung eine Widerlegung bisher nicht erfahren zu haben. Denn Keinz[3]) hält für zwecklos, auf die von seinem Gegner beigebrachten Vergleichungspunkte einzugehen. Was aber R. Schröder[4]) gegen die von C. Schröder behauptete Identität vorbringt, kann nur auf flüchtiger Lectüre beruhen. Es ist nicht einzusehen, weshalb der weltliche Trauungsritus, wie ihn im Meier Helmbrecht der Greis an Lemberslint und Gotelinde vollzieht, nicht mit der Anschauung des Bruders Wernher vereinbar sein soll, dass es Sache der Pfaffen sei, christliches Leben zu lehren, Kinder zu taufen und Mann und Weib zu rechter Ehe zu geben. Noch weniger verständlich ist es, wenn R. Schröder meint, es spreche gegen C. Schröders Ansicht der Umstand, dass Bruder Wernher Acht und Bann für Schande und Unglück hält, Wernher der Gartenäre dagegen durch Helmbrecht und seine Raubgenossen Acht und Bann verspotten lässt. Es leuchtet ein, dass diese Dinge mit mehr Recht sich als Zeugnisse für die Identität beider Dichter gebrauchen liessen.

Die beiden entgegenstehenden Ansichten von Keinz und C. Schröder sind zu einer einzigen Hypothese verschmolzen worden durch K. Meyer[5]), welcher versucht,

[1]) Meier Helmbrecht und seine Heimat, S. 14.

[2]) Germania 455 ff. (Heimat und Dichter des Helmbrecht).

[3]) Zur Helmbrechtkritik, S. 10.

[4]) corpus juris Germanici, Höpfner und Zacher II, 305.

[5]) Untersuchungen über das Leben Reinmars von Zweter und Bruder Wernhers. Basel 1866. (S. 111 ff.)

sowohl die Existenz des dichtenden Pater Gärtners aufrecht zu erhalten, als auch den wandernden Bruder Wernher zum Verfasser des Helmbrecht zu machen. Ein und dieselbe Person nämlich sei anfangs in Oestreich und anderen Ländern umhergereist, dann zeitweilig als Laienbruder und Klostergärtner in Ranshofen thätig gewesen, um später die frühere Beschäftigungsweise wieder aufzunehmen. Diese etwas unwahrscheinliche Combination ist auf lauter Möglichkeiten basirt und stellt sich übrigens auch nur als Vermuthung hin.

Die von Keinz aufgestellte Hypothese, nach welcher wir in dem Dichter einen Klostergeistlichen zu sehen hätten, stützt sich lediglich auf die Interpretation des Beinamens gartenaere und hat als solche nicht mehr und nicht weniger Anspruch auf Geltung als die von v. d. Hagen, Haupt und Pfeiffer versuchten Deutungen, wenn nicht Umstände hinzutreten, welche eine auf so zufälliger Grundlage ruhende Vermuthung wahrscheinlich zu machen geeignet sind. Es spricht aber alles gegen eine solche Auffassung, sobald wir das Gedicht selbst in Bezug auf die Anschauungen und die etwaigen Lebensverhältnisse des Verfassers prüfen. Schon die früher erwähnten Stellen deuten weit eher auf einen Mann weltlichen Standes, und wenn auch für die Autorschaft eines Geistlichen eine ausgesprochene kirchliche Tendenz keineswegs erforderlich ist, wenn es auch hingehen mag, dass ein specifisch geistliches Interesse an diesem doch hinreichend Gelegenheit für dasselbe bietenden Stoffe sich nirgend verräth, so sind wir doch den directen Beziehungen auf weltliche Gesinnung und der offen hervortretenden socialen Parteinahme wenigstens Beachtung schuldig.

Die Worte V. 208, wo Wernher in Neidharts Weise von Helmbrecht in der Gunst der Weiber sich überflügelt sieht, sind im Munde eines Geistlichen unwahrscheinlich. Freilich sollen wir nach Lambel[1]) es nicht mit einem hinter

[1]) Erzählungen u. Schwänke, S. 129.

Klostermauern abgeschiedenen Mönch zu thun haben und war auch die „Prüderie“ damals nicht arg, „so dass wir einem Pater Gärtner einen so harmlosen Scherz wohl zutrauen und zu gute halten können“. Da aber ein Pater Gärtner als Dichter des Helmbrecht nicht erwiesen ist, es sich höchstens darum handelt, diese Annahme wahrscheinlich zu machen, so werden wir, soweit jene Aeusserung in Betracht kommt, lieber einen Laien in dem Verfasser vermuthen. Wenn gar aus der „wissenschaftlichen Bildung“ Wernhers ein Schluss auf den geistlichen Stand gezogen werden soll, so möchte wohl die ganze höfische Poesie für eine hinter Klostermauern erwachsene Pflanze gehalten werden müssen, da, wie das Gedicht ganz im Zusammenhange der weltlich-ritterlichen Poesie steht, so auch der Dichter (45,957,1478) durchaus nur die Kenntniss solcher Sagen verräth, aus welchen die klassische Periode ihre Stoffe nahm und welche in aller höfischen Sänger Munde gelebt haben werden, so dass weniger wegen als trotz seines geistlichen Standes Wernher jene Kenntniss besessen haben müsste.

Irren wir nicht, so findet sich zuweilen im Meier Helmbrecht gerade ein gegen die Geistlichkeit gerichteter satirischer Zug, wie in der Aeusserung über die Nonne (110), welcher dasselbe geschehen ist wie vielen anderen, die ihr niederer Leib verrathen hat, so dass das Haupt mit Schanden steht. Nach Pfeiffer[1]) sähe freilich die „Zote von Ober- und Niedertheil weit eher einem Schreiberwitze gleich als der Art des Dichters“, während Keinz (S. 72) der Meinung ist, es sei dieser Satz nach damaligen Begriffen gar keine Zote. Ohne zu entscheiden, wie weit ein Pater Gärtner in seinen Aeusserungen gehen durfte, bis er die Sitte verletzte, kann man, da die Verse 114—117 der Handschrift b fehlen, mit mehr Recht die Annahme vertreten, ein späterer Abschreiber, also vermuthlich ein

[1]) Ssb. der Wiener Acad. d. W. 41, Forschung und Kritik, S. 103.

Geistlicher, habe dieselben ausgelassen, weil einerseits die Worte zu der derben Art des Dichters recht gut passen, andererseits aber noch anstössigere, nur nicht von Nonnen handelnde Stellen (1374,1409 ff.) unangefochten geblieben sind.

Vielleicht ist es demgemäss auch nicht blosser Zufall, dass es gerade ein Pfaffe war, welchem Helmbrecht den Fuchspelz abzog (1070). Ueberhaupt aber geschieht des geistlichen Standes nur selten Erwähnung, und auch dann nicht in ernsthaftem Tone, so V. 564, wo Helmbrecht seinen Vater spöttisch mit einem Kreuzprediger vergleicht, V. 780 durch den Alten, welcher auch keinem Pfaffen mehr giebt als sein baares Recht, und in der komischen Scene V. 742, wo Gotelinde ihren Bruder wegen seines lateinischen Grusses für einen Pfaffen hält. Trotzdem finden wir, wie auch kaum anders zu erwarten, Abhängigkeit von der kirchlichen Lehre (1596 u. a.) und Gottesfurcht (1261, 1639) bei unserem Dichter so gut wie bei Seifried Helbling, welcher des Mönches von Zwetel (I, 1112) in recht anstössiger Weise spottet, aber doch sich zu dem Satze bekennt: daz man nâch der pfaffen lêr selten iemer missetuot (II, 812). Eine ähnliche Anschauung waltet beim Stricker vor und ist überhaupt den höfischen Didaktikern wie auch vielen Spruchdichtern gemeinsam[1]); auf den Gegensatz zwischen den Werken der Pfaffen, welche „krump" seien, und ihren Worten, denen man dennoch folgen müsse, macht der Winsbeke[2]) aufmerksam, wie auch Freidank (69,21; 15,23) derartige Gedanken zu erkennen giebt; und es wird sich doch nicht leugnen lassen, dass diese Denkart mit dem weltlichen Ursprunge jener Dichtungen eng zusammenhängt, wenigstens zu den von der Kirche vertretenen Ansprüchen in einen gewissen Gegensatz sich stellte.

---

[1]) Reinmar v. Zweter, Bartsch S. 169. — Bruder Wernher: die valschen (pfaffen) lât ir orden pflegen und habe wir mit den rehte lebenden pfliht (III, 11a).

[2]) Haupt S. 5, 6,6.

Dies alles muss gegen die Annahme, der Verfasser sei ein Mönch gewesen, vor der Hand wenigstens einnehmen. Aber derselbe konnte ja persönlich eine Ausnahme machen, den Geist der höfischen Dichter theilen und ihrem Kreise sich eng anschliessen. Nach Keinz und Lambel trat er daher möglicher Weise erst in höherem Lebensalter ins Kloster ein, oder er liess sich von vornehmen Leuten Mittheilungen über das höfische Leben machen, „wenn er es zur lehrreichen Beschreibung einer im Gebiete des Klosters vorgefallenen Geschichte brauchen konnte".[1]) Bei der völligen Unsicherheit des Pater Gärtners entbehrt aber dieser Ausweg doch wohl zu sehr der Begründung und zum Theil auch der Wahrscheinlichkeit, um zu der Einsicht in die wirklichen Lebensverhältnisse des Dichters etwas beitragen zu können.

Dagegen fehlt es in der Erzählung selbst nicht an Andeutungen, welche für den Stand des Verfassers etwas Positives an die Hand geben und mit der Vermuthung, derselbe sei ein Klostergärtner in Ranshofen gewesen, sich als unvereinbar erweisen. Es kommt zunächst die Stelle V. 848 in Betracht: „swie vil ich var enwadele, sô bin ich an deheiner stete, dâ man mir taet als man im taete", welche von Keinz ebenfalls als für den Klostergärtner passend in Anspruch genommen wird, nach allen vorhandenen Analogieen aber nur auf einen wandernden Dichter von Profession schliessen lässt. Dass ausserdem die regelmässigen Reisen des Pater Gärtners innerhalb seines Revieres, sowie die Aufnahme, welche ein solcher vermuthlich bei den Bauern fand, zu solcher Redewendung nicht gerade passenden Anlass bot, wird von Schröder (S. 457) mit Recht hervorgehoben. Wieviel näher liegt da die Annahme, Wernher weise mit jener Aeusserung auf ein unstätes Wanderleben hin, zumal die Vergleichung mit Neidhart so nahe liegt, welcher die

[1]) Zur Helmbrechtkritik, S. 9. Die schlüpfrigen Stellen hätte dagegen Wernher der Gärtner aufgenommen, um das Volk zum Anhören seiner lehrreichen Geschichte „williger" zu machen.

Grenzen seiner Wanderung sehr weit steckt, von der Elbe bis zum Rhein, von der Donau bis zum Po.[1]) Die Klage über schlechte Aufnahme wird am besten auf die Höfe bezogen, von deren Gunst Wernher leben musste und steht in unverkennbarem Zusammenhang mit den kurz vorhergehenden Worten (V. 839), welche noch deutlicher aussprechen, dass es ihm nur ärmlich geht gleich der grossen Zahl seiner Genossen „Unsaelde sî verwâzen! ich bin vil gar erlâzen sô guoter handelunge als dô het der junge". Hier zeigt sich, dass die Behandlung, welcher sich der Dichter zu erfreuen hatte, wirklich eine schlechte war, und dass er über das bessere Loos Helmbrechts etwas von Neid empfindet, eine Stimmung, die wiederum zu der Lebenslage des Dorfpoeten passt, welcher hier wie auch 864 u. ö. einräumen muss, dass der übermüthige Bauer, was äussere Glücksgüter betrifft, ihm überlegen sei.

Ohne die von Keinz aufgebrachte Conjectur wäre man wohl schwerlich jemals dazu gekommen, trotz dieser nicht undeutlichen Fingerzeige in Wernhers Persönlichkeit etwas wesentlich anderes zu suchen, als was nach ähnlichen Aeusserungen von vielen Lieder- und Spruchdichtern ohne Weiteres angenommen wird. Man wird daher ohne Bedenken an der gleich anfangs von Pfeiffer[2]) und Haupt[3]) ausgesprochenen Ansicht festhalten können und in Wernher, soweit die vorhandenen Zeugnisse reichen, einen armen, weit umhergekommenen höfischen Dichter erkennen, ganz nach Art der übrigen Dorfpoeten. Diese klagen, wie erwähnt, alle über ärmliche Verhältnisse, sind aber doch sämmtlich, mit einziger Ausnahme des übrigens zum Meistersange überleitenden Schweizers Hadlaub, adliger Herkunft[4]); vielleicht nicht ohne Zufall, da, bei dem noch weniger ausgebildeten Gegensatze zwischen Stadt und Land,

[1]) Haupt (93,15).

[2]) Ssb. 41,301.

[3]) Ztsch. IV, 321.

[4]) Der Tanhûser (s. Bartsch XVIII), hêr Nîthart, hêr Steinmâr hêr Geltâr; über den von Stamheim s. HMS. IV, 418.

in jener höfischen Dorfpoesie, soweit sie auf ursprünglicher Empfindung der Dichter beruht und nicht als blosse Nachahmung sich kund giebt, der eigenthümliche Ton der Ueberlegenheit und des herablassenden Wohlgefallens am bäuerlichen Leben schwerlich durch etwas anderes erzeugt werden konnte als durch das Bewusstsein höherer Geburt und des durch sie bedingten vornehmeren Standes; einer Lebenslage, welche auch zu den Klagen über Verfall der höfischen Zucht und Sitte zunächst berufen schien. Wenngleich dies für den adligen Stand Wernhers nichts zu beweisen vermag, so möchten doch, von Inhalt und Tendenz der Erzählung abgesehen, manche Aussprüche des alten Helmbrecht besonderer Beachtung werth sein: Die höfische Weise komme denjenigen schwer an, welche nicht von Kindesbeinen an derselben gewohnt seien (244); der junge Helmbrecht habe niemals Aussicht, von den wohlgeborenen Hofleuten als ihres Gleichen betrachtet zu werden (337); vielmehr müsse er sich auf Spott und Hass der rechten Hofleute gefasst machen, wenn er unternehmen würde, sich ihnen gleichzustellen (296 u. 341); die Bauern selbst würden vor einem rechten Hofmann weit mehr Respect zeigen als vor ihm (345). Das kostbare Band, welches Helmbrecht für Gotelinde mitgebracht hat, hätte sich nach Wernhers Meinung besser für eines edlen Mannes Kind geschickt (1078).

Sollte diese starke sociale Parteinahme nicht durch den eignen Stand des Dichters beeinflusst gewesen sein, welcher trotz seiner Armuth gleich Neidhart der festen Ansicht ist, dass zwischen den Bauern und ihm, dem besser geborenen Manne, eine weite Kluft sich befindet, welche zu überspringen eine unverzeihliche Sünde wäre? Die Worte: „waere ich ein herr in hôher aht, mit demselben rithe wolte ich haben pflichte“ (864) vermögen nicht dagegen zu sprechen, weil ein armer Adliger recht wohl diejenigen im Gegensatze zu sich als Herren bezeichnen konnte, welche reich und mächtig waren. Man vergleiche den Tanhäuser: „daz ich ze herren niht enwart, daz müeze got erbarmen,

des gît man mir des goldes niht, daz man dâ vüert von Walhen“ (HMS. II, 95,14). Die Wiedergabe jener Worte bei dem neuesten Uebersetzer[1]) des Helmbrecht: „wär' ich ein edler Herre gleich“ ist wenigstens ungenau. Wie es sich aber auch mit Wernhers Herkunft verhalten möge, gewiss ist, dass sein Interesse am Inhalte der Erzählung einen starken höfischen Anstrich zeigt und wenig darnach angethan ist, von einem harmlosen Pater Gärtner getheilt zu werden, welcher seinen Bauern eine nützliche, lehrreiche Geschichte zu erzählen beabsichtigte.

Was daher die äusseren Lebensverhältnisse Wernhers des Gartenäres betrifft, soweit wir dieselben aus den Angaben des Gedichtes selbst erkennen und vermuthen können, so lässt sich nicht leugnen, dass sie zu allem, was über den Oestreicher Bruder Wernher bekannt ist, zu passen scheinen. Denn dieser nennt sich selbst einen Laien, ist ebenfalls als Dichter weit umhergekommen und klagt über Armuth. Auch die vermuthliche Abfassungszeit des Meier Helmbrecht würde in die Jahre fallen, in welchen jener seine Sprüche dichtete, und endlich sind Gründe vorhanden, welche adligen Stand auch bei diesem Wernher wahrscheinlich machen. Aber abgesehen von der Unsicherheit, mit welcher wir einigen dieser Fragen noch gegenüberstehen, darf nicht vergessen werden, dass fahrendes Sängerleben, Armuth und Klage über schlechte Aufnahme Umstände sind, welche bei einer Menge von höfischen Dichtern zutreffen und daher nicht sehr geeignet sind, die Sache der Entscheidung näher zu bringen. Dieselbe wird auch dadurch erschwert, dass es sich um zwei gänzlich verschiedene Gattungen der Poesie handelt, indem der Meier Helmbrecht nach dem wirklichen Leben des Volkes frei erzählt, die Sprüche dagegen die Gedanken und persönlichen Gefühle des Dichters in einer durch Tradition bestimmten Form strophenweise zur Durchführung bringen. Den vielen sonderbaren Wendungen und

[1]) Pannier, Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner. Die älteste deutsche Dorfgeschichte, Cöthen 1876.

Worten des Meier Helmbrecht in den Sprüchen Wernhers oder eines anderen nachzuforschen ist unter solchen Umständen von vorneherein ein ziemlich aussichtsloses Unternehmen.[1]) Auch die Vergleichung der Reime bietet keine Handhabe, weil eben beide Dichter sehr genau reimen. Dasselbe gilt von den ganz unbedeutenden Abweichungen, welche Bruder Wernher von der gewöhnlichen mittelhochdeutschen Sprache hier und da zeigt.[2]) Das Hauptgewicht wird daher immer auf die inhaltliche Verwandtschaft, auf Uebereinstimmungen in Gesinnung und Gedanken gelegt werden müssen, und es fragt sich, ob dieselben in den von Schröder angeführten Parallelstellen stark genug sind, ein Abhängigkeitsverhältniss zwischen beiden Dichtungen wahrscheinlich zu machen, oder ob sie, wie Keinz meint, wegen der weiten Verbreitung gewisser Anschauungen unter den Dichtern nichts Auffälliges an sich haben.

Wie von Grimm[3]) nachgewiesen ist, zeigt Bruder Wernher sehr viele Anklänge an Walther von der Vogelweide, und es kann kaum bezweifelt werden, dass dessen Sprüche in vieler Hinsicht das Vorbild für seine eignen waren. Man wird aber nicht soweit gehen wollen, dem Bruder Wernher, welcher gleich anderen Spruchdichtern ähnliche Gegenstände in hergebrachter Weise behandelt, alle Eigenthümlichkeit der Gedanken abzusprechen.

Auch Bruder Wernher richtet seinen Tadel gegen die Uebelstände der Zeit und die Verdorbenheit des höfischen Treibens. Wenn er nun klagt, dass die Jugend ohne Zwang aufwachse, während früher die Zucht hochgehalten wurde (HMS. III, 12b, 13,7 u. a.), so ist deswegen nicht nöthig, sich an Helmbrecht zu erinnern, da Walther, welcher dies Thema in verschiedenen Variationen behandelt, dafür ausreichend ist; dass er die Armen Weh schreien

---

[1]) vergl. Meyer, S. 115.

[2]) ebd. 116.

[3]) Ueber die politische Dichtung Walthers v. d. Vogelweide, Schweriner Progr. 1876.

hört von „ungerihte“ ist eine Klage, welche der Inhalt des Helmbrecht mit Walther (Pfeiffer 81,21; 84,14) theilt; ähnliches gilt überhaupt von den Klagen über Habsucht und Lasterhaftigkeit der Reichen, Rechtlosigkeit und Bedrückung, Verfall des Frauendienstes und Abnahme der Freude in der Welt. Nun finden wir aber grade ein Thema mit Vorliebe bei Wernher behandelt, für welches sich in den vorhandenen Sprüchen Walthers nur wenig Anhalt findet, nämlich Betrachtungen über Adel und Tugend, sowie Hochmuth der niedrig Geborenen.

Wenn wir bei Wernher lesen: hât rîcher man verschamten muot, der ist gar êren vrî (II, 228b, 6,6) oder: der sich die schande und die erge lât von mangen êren dringen, der solte sehen die armen wolgemuoten an, wie die mit ganzer hübscheit künnen wol nâch êren ringen (232, 4,1), so könnten auch dafür noch die Worte Walthers herangezogen werden: den armen man mit guoten sinnen sol man für den rîchen minnen, ob er êren niht engert (90,7). Vergebens aber würden wir bei ihm Sätze suchen wie diese: der herren guot und herren namen zerehte nieman solte hân niwan der mit den beiden ordenlîche künde leben (III, 12a; 1,11); man jiht, daz nieman edel sî, niwan der edellîchen tuot (II, 232,4,1,1); ein armer der ist wolgeborn, der rehte vuore in tugenden hât; sô ist er ungeslahte gar, swie rîche er sî, der schanden bî gestât (4,1,11). Diese Gedanken sind freilich keineswegs von Wernher zuerst aufgebracht worden, sondern gehen gleich vielen Freidankischen Sprüchen zum Theil auf alte Quellen zurück. Auch der Winsbeke (Haupt 12,28) und namentlich Reinmar von Zweter (HMS. II, 191b u. 192a) sprechen ähnliche Lehren aus; in mehr vereinzelter Weise kommmen sie schon bei Spervogel vor (III, 33b u. II, 373b), dann auch bei Hardegger (II, 134), Süsskind von Trimberg (258,1), Meister Kelin (III, 22b), Friedrich von Sunburc (87,10) u. a. m. Erinnern wir uns aber der Hervorhebung ähnlicher Anschauungen im Meier Helmbrecht, so ist doch auffallend, dass gerade diese Aussprüche sich Walther

gegenüber als Eigenthümlichkeit Wernhers herausstellen, welcher überhaupt darin von seinem Vorbilde abweicht, dass er ähnlich wie der Gartenäre seine Lehren in kurze, allgemeine Sätze zu kleiden liebt. Auch ist in der Entwickelung der nachwaltherschen Poesie und für die Einführung einer mehr lehrhaften Richtung in dieselbe neben Reinmar von Zweter gerade dem Bruder Wernher eine hervorragendere Stellung einzuräumen.[1]) Dass wir in seinen Sprüchen, so sehr auch dieselben mit Freidankischer Anschauung übereinkommen, specielle Berührungspunkte mit demselben vermissen, wäre schon des verschiedenen Versmaasses wegen erklärlich[2]); wie umgekehrt im Meier Helmbrecht ein besonderer Einfluss Walthers nicht auffällt[3]).

Dem Interesse, welches Bruder Wernher für die Tugend als Werthmesser wahrhaft hohen und niedrigen Standes an den Tag legt, entsprechen wie im Meier Helmbrecht andere Aeusserungen, welche das über natürlichen Stand und Geburt sich hinwegsetzende Streben verspotten und

---

[1]) Grimm a. a. O. S. 17, Meyer, S. 106 ff

[2]) Drei auffallende Parallelstellen zu Freidank sind vorhanden. Die eine (III, 14,12,1): getriuwer vriunt, versuochtes swert etc., (ähnlich bei Freid. 95,18) kommt auch bei Walther (114,10) vor. Die beiden anderen aber stehen bei Wernher nachweislich der Quelle näher: als über den stein des slangen sluf — als in den lüften arn vlüge etc. (Br. W. 230; 16,1); viam aquilae in coelo, viam colubri super petram (nach Grimm, Freid. 74 aus der Vulgata); des wîen vluc — des slangen sluf (Freid. 128,6). — ze dir ich nakket wart geborn und scheide auch wider blôz von dir (233, 5,1); nudus egressus sum de utero matris meae et nudus revertar illuc (nach Grimm Hiob 1,21); ze werlde komen wir âne wât: si lât ouch mich niht vüeren hin (Freid. 177,1). So mochte die Fassung ähnlicher Gedanken in Sprüche oft ganz unabhängig sein von derjenigen in kurze Reimpaare. Darum ist aber doch denkbar, dass Bruder Wernher, sobald auch er in der letzteren Form dichtete, sich in vielem an Freidanks Werk anschloss, welches einen der Spruchpoesie so nahe verwandten Character trägt.

[3]) Zu vergleichen M. H. 1398 mit Walther (35,12): sô ist mîn wîn gelesen und sûset wol mîn ptanne — M. H. 1454 mit Walther 181,9.

damit geradezu den Grundgedanken der Erzählung wiedergeben. Abgesehen von der mehr sprichwörtlichen Wendung: hât swach geburt grôz übermuot, dû kieset tôren bî (II, 228b, 6,3) ist die Strophe zu beachten, welche von Anfang bis zu Ende sich mit diesem Thema beschäftigt: ez waent maniger, daz er sî, daz er nie wart unt niemer wirt unt lebt doch in dem wâne alsô vil gar nâch gouches siten; er wil sich niender vüegen hin, dar er wol hôrte unt iedoch von allem rehte waere, er wil sich zükken vür, daz heiz ich tôren sin. kumt er ze hove, dâ seit er sîn lügelîchen maere (232a; 4,2). Es ist dieselbe Stimmung, von welcher Wernher der Gartenäre sich beherrscht zeigt, der das Räuberleben Helmbrechts und sein unglückliches Schicksal nur verwendet, um das Unrechte und Thörichte seines Strebens klar zu machen. Der Einwand, dass Bruder Wernher vieles sagt, was auch andere gleichzeitige Dichter aussprechen, trifft hier nicht zu, da es schwer halten möchte, ein zweites derartiges Beispiel in der Spruchpoesie aufzufinden.

Bemerkenswerth ist auch der Parallelismus der Gedanken in einigen, mehr nebensächlichen Zügen, wie in der von Schröder bereits erwähnten Aeusserung über die Hölle als Strafe der Gierigen (III, 15b) und auch in dem Gleichnisse von dem Blinden (III, 229a u. 231a). An die durch den alten Helmbrecht vertretene Liebe zur alten Sitte und zur Heimat erinnert es auch, wenn Bruder Wernher dem Lobe, welches man im Kreise der Seinigen hat, den Vorzug giebt vor dem in der Fremde erworbenen: swer beide lop behalten wil, der êre sîn hûs, daz ist mîn rât: daz wazzer niender ist sô guot sô dâ ez ûz vom sprunge gât (230b, 1,14). Auch den Respect vor dem Schergen, dessen wunderbare, von Gott geleitete Macht im Meier Helmbrecht eine so eigenthümliche Rolle spielt, entdecken wir bei ihm wieder: der scherge ist boeser nâchgebûr, swâ diep gehûset hât (3,9). Beim Gartenäre heisst es: sluege ein diep aleine ein her, gein dem schergen hât er keine wer (1641), der Bruder Wernher lässt den

Dieb sagen: waere gerihtes und ouch der scherge niht, sô wolte ich sîn ein frîer diep (ebd.).

Lässt sich nun auch nicht in Abrede stellen, dass in den Sprüchen fast jede Beziehung auf die inhaltlichen Einzelheiten der Erzählung fehlt, wie auch nichts an die satirischen und komischen Züge des Helmbrecht erinnert, so kann dies doch durch den vorwiegend ernsten, reflectirenden Character der Spruchpoesie erklärt werden, für welchen nur die allgemeinen Gedanken und die lehrhafte Richtung des Dichters in Betracht kommen mochte. Auch die übrigen Betrachtungen Bruder Wernhers über Erscheinungen des socialen Lebens sind von solcher Art. Indessen würden die Bedenken, welche dennoch von dieser Seite seiner Identität mit dem Gartenäre sich entgegenstellen, schwinden müssen, wenn wir aus der von Schröder herangezogenen Stelle schliessen dürften, dass er wirklich ausser seinen Sprüchen sich mit Dichtungen ganz anderer Art abgab, in welchen er das Dorfleben zum Gegenstande nahm.

Zunächst freilich berechtigt die ganze Strophe (229b,10) nur zu der Auffassung, Wernher rede von seiner Kunst, in Sprüchen zu schelten, wovon er sich durch nichts abbringen lassen wolle. Die letzten Worte: „ich meine die alten, die mit schanden haben gelebet von kindes jugent, darzuo mein ich die jungen, die dâ wahsent âne tugent" zeigen deutlich, wer gemeint ist. Er wird nämlich die Vornehmen schelten, obgleich, wie es am Eingange heisst, Niemand sein Gut an ihm sparen soll. Das ist ein ganz gewöhnlicher, auch sonst bei Wernher und anderen vorkommender Gedanke. An dieser Auffassung können auch die „Dörfer" zunächst nichts ändern; denn wenn der Dichter weit umhergekommen war, so kannte er auch viele Dörfer und konnte dies sagen, ohne dass etwas besonderes dahinter zu vermuthen wäre.

Wohl aber hat es den Anschein, als wenn Wernher in jener Strophe ausdrücklich seine Sprüche von anderen Werken trennt und zu verstehen geben will: wie er früher

gut von den Dörfern erzählt und sich dabei nicht gescheut habe, die Schande aufzudecken, so wolle er auch in seinen Sprüchen weder Alte noch Junge unter den Vornehmen schonen, wenn sie Tadel verdienen; so dass die ersten Worte: „sô kenne ich ouch der dorfe deste mêre und kan ouch deste baz gesagen, wâmit der man verliuset wirde und êre", nur zur stärkeren Hervorhebung der letzteren dienen würden: „ich wil ouch unverworfen sîn, die wîle unde ich gerüeren mac die zungen, sô tuon ich mit gesange schîn, ob ich ein schelten prüeven kan den alten und den jungen". Falls Wernher an der ersten dieser beiden Stellen auf seine Dichtkunst hindeutet, zwingt der Gegensatz von gesagen und gesang zu dem Schlusse, er habe eins oder mehrere erzählende Gedichte aus dem Landleben verfasst und in denselben dargelegt, wie dort ein Mann seine Würde und Ehre verliere. Ueberall bezeichnet sonst Bruder Wernher sein Dichten als singen, wie seine Sprüche als gesang (229b, 11; 230a, 13; 14,5; 235a, 7,10; 8,1).

Ein sicheres Resultat wird sich freilich bei alledem nicht gewinnen lassen. Abgesehen von dem häufigen Vorkommen des Namens Wernher bleibt in der schon früh beglaubigten Bezeichnung des Spruchdichters als bruoder[1]) im Gegensatze zu dem im Meier Helmbrecht ausdrücklich überlieferten Beinamen gartenaere eine Differenz bestehen, deren Beseitigung lediglich der Vermuthung überlassen ist. Es muss daher genügen, wenn viele Umstände sich vereinigen, die Identität wahrscheinlich zu machen, während directe Gründe gegen dieselbe bisher sich nicht geltend machen lassen. Als sicher kann einstweilen nur das gelten, was die Erzählung selbst uns über die Lebensweise und äusseren Umstände Wernhers erkennen lässt.

---

[1]) Meister Robin: Nîtharden muoz ich klagen, bruoder Wernheren lange (s. Meyer, S. 102).

Die Controverse über den Schauplatz der Erzählung hängt mit der Frage nach dem Stande des Dichters näher zusammen, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Prüfen wir die von Keinz versuchte Beweisführung, dass die Namengebung der Ambraser Handschrift die unbedingt richtige sei, nach ihren Grundlagen, so wird sich als die Hauptstütze der zwischen den Orten der Handschrift a urkundlich erwiesene Helmbrechtshof ergeben. Dass aber dieser Helmbrechtshof die Heimat des Knappen gewesen sei, dass also der Dichter bestimmte Persönlichkeiten grade dieses Hofes im Sinne gehabt habe, dafür wird unter anderem geltend gemacht, dass der Hohenstein und Haldenberg sowie die Ortschaft Wanghausen auf dem Raume einer Geviertmeile zusammenliegen. Das passt freilich vortrefflich zu den Reisen, welche der Pater Klostergärtner, dessen damalige Existenz und Berufsthätigkeit sich übrigens lediglich auf die Reminiscenzen jetzt lebender alter Leute stützt[1]), in seinem Revier gemacht haben soll, um die Bauern in der Obstbaumzucht und Küchengärtnerei zu unterrichten. So ist alles in der besten Harmonie und macht in der That anfangs einen bestechenden Eindruck. Sobald aber der Klostergärtner sich in einen fahrenden, höfischen Sänger verwandelt, verliert die Beweisführung, welche den Schauplatz des Gedichtes an die Umgebung des Klosters Ranshofen fixirt, an Gewicht und fordert zu nochmaliger Prüfung auf.

Der Name Helmbrecht kommt, wie auch gar nicht anders zu erwarten, in den weiter östlich gelegenen

---

[1]) S. 14. — Eine gewisse Vorliebe für den Mund des Volkes und dessen Verwendung zur Aufhellung der dem Meier Helmbrecht zu Grunde liegenden Facta ist ein Zug an Keinz, welcher sich häufiger bemerkbar macht. Es ist dies aber eine Methode, welche, wenn sie gar zum Princip erhoben werden soll, wie S. 4 zu geschehen scheint, wohl nicht entschieden genug abgewehrt werden kann, da es keine Quelle von grösserer Unsicherheit giebt und welche mehr zur Vorsicht auffordert als Reden und Erinnerungen des Volkes.

Gegenden ebenfalls vor, so im codex traditionum des Klosters Garsten an der Enns schon 1160 und 1170, in dem des Klosters Mondse im Salzkammergute im Jahre 1150[1]). Gesetzt also, der Held habe wirklich unter diesem Namen existirt, so konnte seine Heimat auch irgend ein Dorf in östreichischem Gebiete sein. Es wäre aber immer noch zweifelhaft, ob der Dichter den wahren Namen seines Helden den Lesern mittheilte und nicht vielmehr einen beliebigen, populären Bauernnamen gewählt habe, welchen er, in Einklang mit dem ganzen Sinne der Erzählung, auch bereits dem Vater und dem Grossvater (914) Helmbrechts beilegt. Nun macht jedoch die auffällige Uebereinstimmung mit dem Haubenliede Neidharts, in welchem dem Hildemar ein ähnliches Schicksal für die Zukunft in Aussicht gestellt wird, wie es nach der Erzählung der Meiersohn Helmbrecht in Wahrheit erlitten haben soll, die Annahme, wir hätten es mit einer wirklich geschehenen einzelnen Begebenheit zu thun, bei dem nahen Verhältnisse des Dichters zu seinem Vorgänger etwas bedenklich. Freilich versichert er uns zu wiederholten Malen, es verhalte sich alles so, wie er sage. Aber gerade für „die Haube, wie klein man sie zerrte", nimmt er unsern Glauben am meisten in Anspruch, also für einen in Wirklichkeit nebensächlichen und offenbar dichterisch hervorgehobenen Umstand! Die Hauben der Bauern mochten ihm wie Neidhart ein besonderer Dorn im Auge sein; er wird auch häufig Bauern mit lang herabwallendem Haar und üppiger Kleidung gesehen haben; dadurch würden jene dichterischen Betheuerungen der Wahrheit sich hinreichend erklären lassen.

Durch die zufällige Auffindung eines Helmbrechtshofes zwischen den Orten der einen Handschrift darf sich die unbefangene Forschung nicht beirren lassen. Denn das Dasein desselben konnte recht wohl eine Gelegenheit zur

---

[1]) Urkundenbuch des Landes ob der Enns I, S. 172, Nr. 266; S. 175, Nr. 175; S. 91, Nr. 162.

Aenderung der ursprünglichen Namen geben. Wenn ein Fälscher die Namen, welche er vorfand, änderte, so konnte er dazu kaum durch ein anderes Interesse bewogen werden, als das der Localisirung. Das ist wenigstens weit natürlicher als der von Keinz eingenommene Standpunkt, wenn er für wahrscheinlicher hält, dass der Fälscher des Mittelalters für weniger bekannte Namen „aus irgend einem Grunde" solche setzte, die ihm und vielen anderen bekannt waren (S. 18). Es fehlte also — da doch mindestens eine der beiden Ortsangaben gefälscht sein muss — vor der Hand ganz an hinreichenden Gründen, sich mit Bestimmtheit für die Echtheit der Namen in der Ambraser Handschrift zu entscheiden.

Keinz hat aber mit eigenen Augen die Localität um Gilgenberg untersucht und auch die dortige Mundart genauer kennen gelernt. Ohne das Verdienst schmählern zu wollen, welches eine solche Untersuchung in vieler Beziehung hat, scheint uns doch eine Methode höchst bedenklich zu sein, welche zu Gunsten der einstweilen doch nur vorgefassten Meinung von der wahrscheinlichen Existenz Helmbrechts in jener Gegend auf diese allein ihr Augenmerk richtet und alle Umstände, bei welchen eine Erinnerung an die Erzählung aufstösst, mit dem Inhalte derselben in Verbindung setzt. Wir erhalten viele scheinbare Gewissheiten, welche aber wegen ihrer Einseitigkeit einer näheren Prüfung nicht Stand zu halten vermögen.

Bei der Durchforschung der Gegend um den Helmbrechtshof sind Keinz manche Umstände aufgefallen, welche wegen der Uebereinstimmung unter sich und mit dem Inhalte des Gedichtes ihm als unwiderlegliche Beweise gelten. Dahin gehört vor allen der in Wanghausen wirklich aufgefundene Brunnen. Aber wenn der junge Helmbrecht das Wasser aus Wanghausen, resp. Leubenbach nicht zu trinken bekommt, weil es niemand herbringen kann, so ist nicht einzusehen, welchen Vorzug da die Angabe der Ambraser vor derjenigen der Berliner Handschrift voraus hat. Gesetzt, die Namen in der letzteren wären gefälscht

worden, so wird doch der Fälscher auch Grund gehabt haben, statt Wanghausen zu setzen Leubenbach, so dass es nicht ins Gewicht fallen kann, wenn die von Keinz gefundene Quelle noch heute im Volksmunde das goldene Brünnlein genannt wird. Umgekehrt konnte der Fälscher der in der Berliner Handschrift bezeichneten Orte gar nicht anders als Leubenbach mit Wanghausen vertauschen, weil eben hier, zwei Meilen vom Helmbrechtshofe entfernt, der gewünschte Brunnen sich vorfand. Dass aber nach einem älteren Geographen Gilgenberg nebst drei angrenzenden Pfarreien kein fliessendes Wasser hat und nach Keinz (S. 13, Anm.) zwischen dem Brunnen beim Helmbrechtshofe und dem in Wanghausen wirklich kein trinkbarer Quell existirt, trägt nicht grade dazu bei, den Vergleich begreiflicher zu machen, welchen der alte Helmbrecht zwischen ihnen und anderen Brunnen anstellt. Die Aufforderung, von der allerbesten Quelle zu trinken, welche jemals aus der Erde floss und welche so gut ist, dass nur noch die eine als ihres Gleichen angesehen werden kann (894), scheint sich im Munde eines weitgereisten Sängers besser auszunehmen als eines wahrheitsgetreu dargestellten, in einer wasserarmen Gegend lebenden Bauern.

Keinz will ferner auch solche örtliche Verhältnisse beim Helmbrechtshofe bestätigt gefunden haben, in welchen die beiden Handschriften nicht wie in jenen Ortsnamen von einander abweichen. Weil ein mit Tannen bepflanzter Abhang in der Nähe des Helmbrechthofes beim Volke „keanlei'n“ heisst, soll die V. 1427 erwähnte kienlîte ein Eigenname sein und somit jene Localität bereits in dem Gedichte bezeichnet werden. Wir würden diesen Umstand unter allen von Keinz herangezogenen für den weitaus wichtigsten und den einzigen beweisenden halten, wenn wir uns nur überzeugen könnten, dass für jede wirklich vorhandene kienlîte immer ein Eigenname nöthig sein müsste. Wenn ein tannenbewachsener Abhang bei Passau heute Kräuterleite heisst[1]), so ist dieser Name doch

[1]) Zur Helmbrechtkritik, S. 6.

wohl dadurch zu erklären, dass er sich zu einer Zeit festsetzte, wo nur Kräuter, keine Tannen dort wuchsen. Dass aber kienlite als appellativische Bezeichnung für derartige Anhöhen im Volke überhaupt ausgestorben sei, wird von Keinz durch seine Versicherung, er habe sonst nirgend das Wort gehört, nicht hinreichend begründet. Denn die Reisen, welche er sonst in Oestreich und Baiern gemacht hat, sind schwerlich mit der Absicht unternommen worden, Helmbrechtshöfe und kienliten aufzufinden. — Der tobel endlich, welchen Keinz beim Helmbrechtshofe gesehen hat, ist, wie er selbst zugiebt (S. 77), unwichtig, aber nicht bloss wegen des häufigen Vorkommens solcher töbel, sondern vielmehr, weil es der gar nicht auf dem Helmbrechthofe anwesende Lemberslint ist, welcher von einem nahegelegenen Thale spricht (1350).[1])

Man wende nicht ein, dass die Keinzsche Hypothese, wenn auch jeder einzelne Umstand für sich nichts beweise, doch wegen der Menge von Argumenten zur Gewissheit werden. Denn die Bedenken richten sich nicht so sehr gegen die Einzelheiten als gegen die ganze unzureichende, wenigstens nicht überzeugend genug erscheinende Art der Beweisführung. Einen wesentlichen Theil derselben bildet auch der Vergleich, welchen Keinz zwischen der Mundart jener Gegend und der Sprache des Gedichtes angestellt hat.

Trotz des Vorkommens vieler dialektischer Eigenthümlichkeiten des Helmbrecht in der dortigen Mundart sind doch für die Bestimmung, welche Namengebung die richtige sei, wohl schwerlich Momente beigebracht worden, welche nicht auch in den benachbarten Landschaften sich hätten auffinden lassen. Zumal bei der nicht allzugrossen Entfernung der Gegend um Ranshofen vom Traungau

[1]) Auch der loh, in welchem Helmbrechts Mutter Kälber suchte (V. 1391), ist von Keinz in einem Nachtrage (Ssb. 1865, I. 4 S. 329 ff.) besprochen worden und wird (zur Helmbrechtkritik S. 14) zu den directen Beweisen gezählt

möchte diese Art, zu einem Resultate zu gelangen, als ziemlich verfehlt bezeichnet werden müssen.

Welche Wichtigkeit kann man z. B. dem Umstande beilegen, dass Keinz nur in dieser Gegend über das Wort spargolzen Aufschluss erhielt, während doch — wie er selbst angiebt — im Beneke'schen Wörterbuche für dasselbe noch eine andere Belegstelle zu finden war, deren genauere Durchsicht ihm Bedenken hätte erregen müssen. In einem dem Neidhart zugeschriebenen Liede nämlich wundert sich der Verfasser über das stolze Wesen Engelmars, dem in Wien ein Handwerker daz holz sô ebene sneit in die spurgalzen (HMS. III, 278b). Sang dieser Dichter auch im Ranshofen-Gilgenberger Idiom? — Dass Keinz das Wort „Klämmer" nur um Ranshofen gehört hat, sagt nichts gegenüber der ausdrücklichen Bezeichnung „Ôsterriche klamirre", welche doch auf alle Fälle das Gericht als ein östreichisches bezeichnet. — Dazu kommt, dass über „gîselitze" die dortige Mundart keinen Aufschluss giebt, dagegen dies Wort, wie Keinz (S. 74) durch Pfeiffer bekannt war, in Kärnthen noch vorkommt, wie auch im Wiener Dorotheenkloster vier Recepte zur Bereitung von geyslitz zu finden sind. — Die Begrüssungsformel tobroytrâ ist nur aus Oestreich überliefert, die Redensart „nû zuo des der neve sî" (426) aus Ottokar von Steier. — Die Erweiterung des î zu ie und dus û zu ou sind, wenigstens nach Pfeiffer[1]), ebenfalls dem östreichischen Dialekte zuzuweisen. Mit welchem Anspruche auf Wahrscheinlichkeit will nun Keinz glaublich machen, dass die andern, nicht schriftlich überlieferten seltenen Worte nur in der Gilgenberger Mundart gesprochen werden? Wenn es rathsam wäre, nach den wenigen uns vorliegenden dialektischen Zeugnissen die Sache zu entscheiden, so würde wegen der erwähnten fremdartigen Ausdrücke eine unbefangene Betrachtung zunächst nach Oestreich gewiesen. Es müssten wenigstens gerechter Weise der Traungau oder andere altöstreichische

[1]) Forschung und Kritik, S. 301.

Verfasser während seiner Wanderungen auch in jene Gegend kommen konnte und die dortigen Sitten und Zustände von den östreichischen nicht sehr verschieden gewesen sein werden.

Dagegen ist jedoch zu beachten, dass Oestreich das einzige Land ist, welches mit ernster Beziehung auf den Inhalt in dem Gedichte erwähnt wird; wohl von allen hier in Betracht kommenden Umständen der wichtigste, welcher auch von Pfeiffer berücksichtigt wurde, während Keinz ihn ganz mit Stillschweigen übergeht.

Der Alte räth seinem Sohne, mit einem östreichischen Nationalgerichte, clamirre, zufrieden zu sein: ist ez jener, ist ez dirre, der tumbe und der wîse hânt ez dâ für herrenspîse. Es ist freilich geltend gemacht worden, dass der Dichter mit „dâ“ auf das benachbarte Land habe hinweisen wollen. Man bedenke aber, welche Gewalt durch diese Deutung dem einfachen Sinne jener Worte angethan wird. Wir müssten annehmen, dass nach der Meinung des Bauern die clamirre im eignen Lande nicht heimisch war, dass ihr der Vorzug, bei jedermann beliebt zu sein, nur im Nachbarlande zukam. Denn wozu sonst jener Hinweis auf Oestreich, und in welchem Zusammenhange soll nun diese überflüssige Erwähnung mit dem Vorhergehenden und dem Folgenden gedacht worden? Der junge Helmbrecht soll mit der Nahrung zufrieden sein, welche sein Vater geniesst, soll leben von dem, was ihm seine Mutter giebt (441 u 442). Besser ist es für ihn, Wasser zu trinken, Oestreichisches clamirre und den von seiner Mutter gekochten Brei zu essen als andere, feinere, in seiner Heimat nicht gewohnte Speisen durch Raub zu erwerben. Namentlich in Hinblick auf die auch anderweitig bemerkbare patriotische Tendenz des Dichters gewinnt jene Stelle eine Bedeutung, welche die Erzählung um so entschiedener nach Oestreich verlegt.

Vermuthlich hat ein fahrender Sänger, vielleicht der Bruder Wernher, in Oestreich den Meier Helmbrecht gedichtet und in demselben das Leben und die Zustände

dieses Landes geschildert, wahrscheinlich ohne einen bestimmten Bauern im Traungau oder anderswo im Sinne zu haben. Später mag ein Abschreiber, vielleicht ein Mönch des Klosters Ranshofen, den Schauplatz der Erzählung durch geringe Namensänderung auf die Umgebung des Klosters zugeschnitten haben, dazu angelockt durch die Existenz eines nahe gelegenen Helmbrechtshofes.

Uebrigens würde, auch wenn trotz aller entgegenstehenden Bedenken die Namen der Handschrift a die ursprünglichen sein sollten und wir den Helmbrechtshof als die Heimat des Helden zu betrachten hätten, damit nicht viel mehr gewonnen sein als die nächste Veranlassung des Gedichtes, und müsste die Annahme von dem Stande des Verfassers und seiner vollen Zugehörigkeit zum östreichischen Dichterkreise bestehen bleiben. Denn er hat einen weit allgemeineren Gesichtskreis als ihm ein einziges, von ihm erlebtes Ereigniss oder ein Bauer aus seiner Bekanntschaft verschaffen konnten. Mit der Vermuthung, dass nicht ein bestimmtes Factum, sondern allein das Leben der Gegenwart und die den Dichter umgebenden Gestalten ihm den Stoff zu seiner Erzählung gewährten, wird daher keineswegs der historische Hintergrund hinweggeräumt, dessen Verlust Keinz von einer solchen Annahme befürchtet. Denn das freilich bedauerliche, aber höchst unwichtige Ereigniss, dass der Sohn des Bauern Helmbrecht vom Helmbrechtshofe bei Gilgenberg nicht gut thun wollte und am Ende von dem Arme der Gerechtigkeit ereilt wurde, verschwindet selbstverständlich vor der historischen Bedeutung der damaligen socialen Zustände, von welchen Wernhers Gedicht ein Abbild ist. Wir werden daher nöthigenfalls auch gerne darauf Verzicht leisten, genau zu wissen, auf welchem Hofe Helmbrecht aufwuchs und zwischen welchen Dörfern er sein Unwesen trieb.

Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenaere,

eine Quelle für deutsche Altertumskunde.

Von

Dr. Alfred Inowraclawer.

Lehrer am Königl. Friedrichs-Gymnasium zu Breslau.

Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Königl. Friedrichs-Gymnasiums 1882.

Breslau.

1882. Progr. Nr. 153. Buchdruckerei von E. Gutsmann.

Tugend. Der tugendhafte Mann, der arm und niedrig geboren ist, steht ihm hoch über dem Königssohn.[1]) Gegen die Kirche benimmt er sich ehrerbietig und zollt ihr regelmässig, was ihr gebührt, nämlich den Zehnten, dessen pünktliche Entrichtung er als einen der Vorzüge eines ehrenhaften und wohlhabenden Mannes hinstellt.[2]) Bei seiner treuen Anhänglichkeit an die Kirche aber ist er durchaus kein Pfaffenknecht, der ohne Widerstreben sich jedem Ansinnen eines Kirchendieners fügte und vertrauensselig alles hinnähme, was jener sagt. „Ich gebe dem Pfaffen nur sein bares Recht," heisst die höchst bezeichnende Stelle in unserem Gedicht,[3]) wo erzählt wird, dass der Meier dem wegen seines lateinischen Grusses für einen Pfaffen gehaltenen Sohn keine Herberge gewähren will. Aus dieser Äusserung spricht die schon aufkeimende Opposition gegen pfäffische Anmassung und hierarchische Vergewaltigung, eine Opposition, die erst in der Reformation ihren mächtig wirkenden vollen Ausdruck erhalten sollte. Bei diesem charaktervollen Verhalten gegen die irdische Vertretung des Göttlichen und Heiligen befremdet es allerdings auf den ersten Blick, dass der alte Bauer nicht frei von Aberglauben erscheint, aber bei eingehender Erwägung der allgemeinen und besonderen Verhältnisse kann das der kernigen Figur in unserer Achtung keinen Eintrag thun. Der Aberglaube erstreckt sich nämlich meist auf böse Ahnungen, die ja auch starke Geister trüben können, wenn die Lage der Dinge nach der einfachen Berechnung des Verstandes keinen günstigen Ausgang verspricht. Der Bauer erzählt dem Sohne seine Träume, die das tragische Geschick desselben vorausverkünden, um ihn von der Ausführung seines Vorhabens zurückzuhalten.[4]) Bei der Schilderung, die der als Raubritter heimgekehrte Sohn von seinen mutigen Spiessgesellen macht, hält ihm der Alte entgegen, dass die Missethäter, vom Schergenbann getroffen, von einem Einzigen überwältigt werden können, und wäre jener auch lahm und ihrer selbst noch so viele und starke.[5]) Aber auch andere Personen, als der Vater, erscheinen dem Aberglauben verfallen. Die Braut empfindet beim Hochzeitsmahle ein plötzliches Grausen, das ihr das nahende Verderben anzeigt;[6]) der Dichter selbst bezieht das hastige Essen der Räuber ebenfalls auf die bevorstehende Katastrophe.[7]) Es muss freilich dahingestellt bleiben, ob diese abergläubischen Anschauungen unter dem Volke verbreitet waren, oder ob sie die Erfindung des Dichters sind, der dieser Züge bedurfte, um dem Leser eine Vorahnung des Ausgangs zu ermöglichen und ihn schon vorher in eine gespannte Stimmung zu versetzen, die bis zur Gipfelung in der Katastrophe selbst stetig wachsen sollte. Der letztere Fall ist der wahrscheinliche, nur dass der Aberglaube vom Schergenbann als wirklich volkstümlich und noch heute in Süddeutschland unter dem Landvolk herrschend bezeugt ist.[8]) Vor den Vertretern der Gerechtigkeit, der Behörde und den exekutiven Dienern ihrer richterlichen Gewalt, hat der Bauer einen grossen Respekt, was schon daraus hervorgeht, dass er sie mit überirdischen Kräften ausgestattet glaubt; dieser Respekt hält ihn aber nicht ab, der höchsten Behörde, dem König, gegenüber auch seine Wichtigkeit zu fühlen und geltend zu machen. Er hält seinen Stand hoch ebenso in sozialem, wie in humanitärem Betracht; er ist sich bewusst, dass von seiner Hände Arbeit alle Geschöpfe ernährt werden.[9]) Ja, selbst der König, so mächtig er sich dünken mag, darf den Bauer nicht geringschätzig behandeln; denn bei keinem Unternehmen kann er dessen Beihilfe an Geld und persönlicher Kraft missen; und wenn es bei seiner Krönung hoch hergeht, so ist

[1]) cf. 490 ff. [2]) cf. 255. [3]) v. 780. [4]) cf. 580—684, 436—8. [5]) cf. 1262. [6]) cf. 1575 ff. [7]) cf. 1568—74. [8]) cf. Lambels Anm. zu 1263. [9]) cf. 543—52.

es ebenfalls der Bauer, der das meiste dazu beigetragen hat. Auch die schönen Frauen der Ritter und Fürsten verdanken ihre Kraft und Schönheit, auf die sie so stolz sind, wenigstens mittelbar, dem Fleiss des Bauers.[1])

In Vater und Sohn treten uns die denkbar schärfsten Gegensätze entgegen; es sind die Repräsentanten zweier Generationen, hart nebeneinander gestellt, mit ganz verschiedenen Ansichten vom Leben und ganz entgegengesetzten Ansprüchen an dasselbe. Der Alte ist conservativ und lobt die alten Zeiten, wie das Alter zu thun pflegt. Die Gewohnheit der Vererbung kennzeichnet am offenkundigsten die conservative Gesinnung. Was der Vater war, soll auch der Sohn werden. Dieser soll die Schranken des Standes, innerhalb dessen er geboren ist, nicht durchbrechen. Darum empfiehlt ihn der Bauer seinem Sohne mit allen Mitteln der Ueberredung. Seine Worte klingen wie ein hohes Lied auf den Ackerbau,[2]) das um so ergreifender auf uns wirken muss, wenn wir an die harte Arbeit und die unerschöpfliche Ausdauer denken, die dieser Beruf erfordert. Diese Mühseligkeit des Erwerbes entschuldigt es auch, wenn der Bauer in seiner Ängstlichkeit für die Zukunft alles, was ihm eine glückliche Ernte einbringt, zu Rate hält und mit der Zeit so geizig wird, dass er nur unter ganz besonderen Umständen ohne Widerstreben etwas ausgiebt.[3]) Doch weist unser Gedicht auch Fälle auf, wo der Bauer freigebig erscheint.[4]) Trotz seines Geizes aber ist er bieder und ehrlich; er ermahnt den Sohn, sich lieber mit der einfachsten Nahrung zu begnügen, als dass er sich durch Rauben Leckerbissen verschaffe, und will, so viel derselbe auch dadurch gewinnen mag, mit ihm darin keine Gemeinschaft haben.[5]) — Ganz anders die jüngere Generation. Sie fordert einen verschwenderischen Aufwand in Kleidung wie in Kost[6]) und will die Mittel dazu nicht durch Arbeit, sondern durch Raub und Diebstahl gewinnen.[7]) Sie findet keinen Geschmack an der Arbeit, aber um so mehr an Vornehmthun, Putz und Vergnügungen.[8]) Der Pflug sagt ihr nicht zu; von seiner Berührung werden die Hände schwarz, und mit solchen lässt sich keine vornehme Dame anfassen und zum Tanz führen.[9]) Sie will mühelos das Vermögen anderer geniessen und darum den beschränkten Wirkungskreis, in welchem zur Erlangung eines geringen Gewinnes so viel Geduld und Fleiss gehört, verlassen.[10]) Angelockt und bethört von der glänzenden Aussenseite des Lebens der Vornehmen, mit denen sich ehedem der Bauernstand örtlich weit mehr berührt zu haben scheint, als jetzt, wendet sie sehnsüchtig den Blick nach jener höheren Sphäre, deren Schäden zu erkennen sie zu kurzsichtig ist, und verschliesst den Mahnungen des verständigen Alters, das die Vorzüge des ländlichen Stilllebens preist, Ohr und Herz.[11]) — Wenn uns aber im ganzen das Bild des alten Bauers angenehm berührt, so stösst uns doch ein Zug darin zurück und droht, die Sympathie für ihn erheblich herabzustimmen: Er ist hart und unerbittlich gegen Unglückliche, wenn er sie durch ihre Schuld ins Elend gerathen sieht, und macht darin mit seinem eigenen Kinde keine Ausnahme.[12]) Wiewohl dies als unmenschlich im allgemeinen und unchristlich im besonderen verwerflich genug ist, so wird es dadurch noch viel verwerflicher, dass gegen den Übelthäter, dem es gut geht, von allen Seiten nicht bloss Nachsicht geübt, sondern sogar eine Art Bewunderung gehegt wird. Der alte Meier und die Dorfbewohner wissen sehr wohl, welches Handwerk der ungeratene Bursche treibt, aber da er als schmucker

---

[1]) cf. 553—61. [2]) cf. 520—35, 543—60. [3]) cf. 709. [4]) cf. 710, 118—30, 847, 867—90. [5]) 439 ff. [6]) cf. 156 bis 164, 474—6, 1398—1405. [7]) cf. 364 -84. [8]) cf. 264 ff., 299—325. [9]) 573 ff. [10]) cf. 375—7. [11]) cf. 225—576. [12]) cf. 1713—1822.

Rittersknappe in das elterliche Haus zurückkehrt, so wird er ohne jedes Bedenken auf's freundlichste willkommen geheissen, wie ein aus ruhmvollem Kampfe heimkehrender, mit Ehrenzeichen geschmückter Soldat. Jeder bemüht sicht, der erste zu sein, der den Eltern die Freudenbotschaft von der Rückkehr ihres Sohnes überbringe. Der Vater aber giebt dem Knecht, der allen anderen vorangeeilt ist, einen reichen Botenlohn und lässt sich zuletzt durch die empörendste Unverschämtheit des Ankömmlings nicht verbittern, nur weil er glaubt, dass jener nun zu Hause bleiben wird. Wir hören bei den Schilderungen, die der Räuber den Seinigen am heimatlichen Herd von seinen Schandthaten zum besten giebt, aus dem Munde des sonst so sittenstrengen Vaters kein Wort des Vorwurfs oder des Abscheus; er enthält sich jedes Urteils und bittet den Sohn nur, zu Hause zu bleiben.[1]) Dann aber, als er geblendet und bettelnd an die Thür des Vaterhauses klopft und um das bescheidenste Unterkommen und Mahl bittet, geht der Vater mit ihm erbarmungslos ins Gericht; vom Hof der Eltern verjagt und unter allseitigen grimmigen Zurufen der Bauern schleppt er sich bis zu seinem schmählichen Ende. — Der Bauer und das niedere Volk ist eben zu allen Zeiten Anbeter des Erfolges gewesen. Den Schwachen greifen sie an, den Starken fürchten und fliehen sie. Daher fühlt sich der Bauer trotz seines Wohlstandes dem ärmeren Ritter gegenüber wehrlos und sucht lieber auf gütlichem Wege mit ihm auszukommen, als sich in einen Kampf einzulassen, in dem er leicht Gut und Leben verlieren kann.[2]) Später freilich, als die durch harten Druck gereizten Bauern in blutigen Kämpfen ihre Kraft mit den Vornehmen gemessen hatten, schwand auch ihre Furcht vor den Waffen der Ritter.

Das Verhältnis des Bauers zu seiner Familie scheint ein patriarchalisches gewesen zu sein; er ist ihr alleiniges Oberhaupt, ohne dessen Einwilligung von Rechtswegen innerhalb der Familie nichts geschehen darf, daher denn auch der Sohn zuletzt vom Vater Urlaub begehrt.[3]) Auch scheint der Hausherr während der Zeit, wo er zu Hause war, den Aufenthalt mit den Seinigen nicht geteilt zu haben. Denn sonst würden wir bei der Unterredung zwischen Vater und Sohn auch einmal die Stimme der Mutter hören, die es sich gewiss nicht nehmen liesse, mitzusprechen, wenn sie sich eben in demselben Raum befände. — Rechnet man da noch das *gadem*[4]) d. h. den Bodenraum und das *glet*[5]) (slav. *cleda*) d. h. den Keller hinzu, so hat man den ganzen Bau vor Augen, nämlich ein einstöckiges Haus mit zwei Stuben, von denen die eine Küche und Familienzimmer, die andere das sogenannte gute oder Fremdenzimmer ist. Noch heute findet man in Bauernhäusern regelmässig diese Zweiteilung des Raumes zwischen der Familie und dem Hausherrn. Die Frau scheint eine freie[6]) Stellung eingenommen zu haben, wie dies von jeher bei allen deutschen Stämmen der Fall gewesen ist, aber dem Manne doch mehr untergeben als beigeordnet gewesen zu sein, was schon in der Anrede „Herr Wirt" seinen Ausdruck findet.[7]) Der Sohn steht dem Vater am nächsten, besonders der älteste; er erbt den Namen[8]) und den Grundbesitz oder die Pacht des Vaters.

---

[1]) cf. 905—1048, 1098—1264. [2]) cf. 337—57. [3]) cf. 224 ff. [4]) 833; 837 in Verbindung mit *schrîn*. Das Wort bedeutet eigentlich Gemach, Kammer, dann auch hochgelegener Verschlag, in welcher letzteren Bedeutung es unserem „Boden" nahe kommt. [5]) cf. 1847; ursprünglich heisst das Wort Hütte, cf. Lexer s. v. Der Zusammenhang erfordert die Bedeutung von Vorratskammer, Keller; nur bleibt es zweifelhaft, ob *gadem* und *glet* wirklich Ausdrücke für die verschieden gelegenen Räumlichkeiten sind, wie wir annehmen möchten, oder ob es nicht verschiedene Ausdrücke für ein und dasselbe sind. [6]) Als Beleg für die Freiheit der Stellung möge dienen, dass die Weiber nach Belieben mit dem Vermögen des Bauers schalten dürfen, wie es die Belohnung der Nonne und die Ausstattung des jungen Helmbrecht zeigt. cf. 123 ff., 155 ff., 227 ff. [7]) cf. 731. [8]) cf. 24.

Dafür muss er aber bei der Arbeit tüchtig anfassen.[1]) Als Dienstboten werden genannt ein Knecht oder Freimann *(frîman)* und eine Freimagd *(frîwîp)*.[2]) Mit beiden darf der Bauer nicht nach eigenem Willen und Bedürfnis schalten, wie mit seinen eigenen Kindern. Freimann und Freimagd brauchen nur zu gewissen Zeiten für den Bauer zu arbeiten; dafür muss er ihnen ein Häuschen geben und auch im übrigen für ihren Unterhalt sorgen, ein Verhältnis, wie es ungefähr dem zwischen Bauer und Häusler heutzutage entspricht. — Die Arbeit und die Ehe hält der Bauer für die sichersten Bürgschaften der Tugend und Solidität. Darum bittet er den Sohn um zweierlei: zu Hause zu bleiben, um redlich zu arbeiten, und ein Weib zu nehmen,[3]) ganz dieselbe Anschauung, wie sie uns in den römischen Komödien im Munde der Väter, die der tollen Streiche ihrer Söhne überdrüssig sind, oft begegnet. Das Haus ist der Platz für die Arbeit, und diese das bewährteste Schutzmittel gegen Laster, Verbrechen und Unglück. Daher rufen auch die Bauern dem geblendeten Räuber zu (1818):

hâhâ, diep Helmbreht,
hetest du gebouwen alsam ich,
so züge man nu niht blinden dich. —

Die Beschäftigung des Bauers umfasst Ackerbau, Viehzucht und Handel mit den Erzeugnissen aus beiden, der aber im Mittelalter allem Anschein nach sehr gering gewesen ist und meist in Tauschhandel bestanden hat, wie der Pferdekauf[4]) und die durch das äusserst bezeichnende kulturhistorisch wichtige Wort *Küchenspîse*[5]) angedeutete Ablohnung in Naturalien beweist. Geld kennt der Bauer noch wenig, obgleich Münzen schon vorhanden sind; so wird das Pfund[6]) erwähnt, der Kreuzer[7]) und der Pfennig.[8]) Ihr Wert lässt sich aber aus den bezüglichen Stellen leider nicht ermitteln, und jeder Versuch dazu, bei dem doch die Parallele mit modernen Verhältnissen eine grosse Rolle spielen würde, muss auf einen Zirkelschluss hinauslaufen. Ja, wenn uns nur der Wert eines guten Pferdes oder Rindes in Pfunden angegeben wäre, so könnten wir den der anderen Gegenstände mit ziemlicher Genauigkeit auf unsere Wertbestimmungen bringen, und die vorgefundenen Angaben würden uns die wertvollsten Anhaltspunkte für die Schätzung der Dinge aus jenen Zeiten bieten. — Das Vermögen des Bauers bestand eben nicht in Geld, sondern in seinem Boden und Viehstand; doch ist auch anzunehmen, dass er Geld oder Kostbarkeiten besessen habe; denn einerseits wird von einer Käse- und Eierzufuhr,[9]) die der Bauer nach den Ritterhöfen vermittelt, gesprochen, und auf welche andere Weise wollte der Ritter bezahlen als durch Geld? Anderseits werden eiserne Schränkchen, *îsenhalt*, erwähnt, deren die Bauern gehabt haben sollen, und die ein ganz besonders beliebtes Direktionsobject für die Manöver der „tapferen" Raubritter bilden.[10])

Die Viehzucht steht in gleich hoher Blüte wie der Ackerbau; in der Liebe zum Vieh steht der süddeutsche Bauer, wie er uns in unserem Gedichte wenigstens entgegentritt, dem Megarenser des Altertums sehr nah; wenn ihm ein Kalb stirbt, betrübt er sich ebenso, wie über den Tod eines Kindes.[11]) Der Ochse ist im Mittelalter noch mehr, als heute, der Haus- und Arbeitsgenosse des Bauers; er pflügt mit ihm den Acker, spannt ihn vor den Wagen und verwendet ihn überall da, wo heutzutage das Pferd verwendet wird. Dieses

---

[1]) cf. 247 ff. [2]) cf. 709, 711, 743, 1080, 1088. [3]) cf. 359—60. [4]) cf. 390—97. [5]) cf. 119. Das Wort bedeutet seiner Zusammensetzung nach Küchenspeise d. h. Vorrat für die Küche und ist später, wo man an den der Zusammensetzung gemässen Sinn nur noch wenig gedacht hat, zur Bezeichnung für Belohnung überhaupt geworden. [6]) cfr. 399. [7]) cf. 1334. [8]) cf. 355; hier in metaphorischem Sinne. [9]) cf. 913. [10]) 1205 ff. [11]) cf. 704—5.

kennt der Bauer jener Zeit fast gar nicht, so weit es sich um seinen Haushalt handelt, und dann auch nur in der Eigenschaft des Reitpferdes.[1]) Reiten ist aber nicht Sache des Bauers, sondern des Ritters und Vornehmen, auch des Pfaffen.[2]) Daher versteht er sich auch nicht auf den Pferdehandel, und wenn er sich in einen solchen einlässt, wird er gründlich übers Ohr gehauen. So zahlt unser Meier für einen Hengst, den er dem Sohne kauft, einen um mehr als das doppelte zu hohen Preis, und wenn wir auch diesen wegen der schon erwähnten Unkenntnis des Wertes von einem Pfund nach unserem Gelde nicht ermitteln können, so geht doch so viel aus der Stelle hervor, dass die Pferde in ungleich höherem Werte standen, als die Rinder, und als sie verhältnismässig heute stehen.[3]) -- Die Pflugochsen bilden für den Bauer einen Gegenstand der zärtlichsten Aufmerksamkeit, daher er ihnen, wie Kindern, Namen giebt.[4])

In wieweit die Frauen sich am Ackerbau und an der Viehzucht beteiligt haben, lässt sich aus unserem Gedicht nicht mit Sicherheit feststellen, da man an der Stelle, wo von den Arbeiten der Frau die Rede ist, nicht recht trauen kann, ob nicht der Bruder der Schwester gegenüber dieselben grösser und schlimmer darstellt, als sie sind, nur um sie das Leben an der Seite eines Bauern in einem recht ungünstigen Lichte sehen zu lassen. Da heisst es: Sie muss den Flachs brechen, schwingen und schlagen und ausserdem noch Rüben graben.[5]) Es wird ihnen wohl mehr die Führung der Wirtschaft im Hause, als die Teilnahme an der Feldarbeit zugefallen sein, so namentlich die Zubereitung der Speisen und das Aufschlagen des Nachtlagers.[6]) Von Handarbeiten scheinen sie nur das Weben verstanden zu haben[7]) und sonst nichts; bei der Schilderung der Haubenstickereien und der Kleidungsstücke wenigstens wird von einer Beihilfe der Mutter oder Schwester Helmbrechts bei deren Anfertigung nichts gesagt.[8]) Im übrigen ist unser Dichter auf die Frauenwelt gar nicht gut zu sprechen. Er tadelt an ihnen Unbeständigkeit und Leichtfertigkeit der Gesinnung, dass sie keine Treue in der Ehe, keinen Ernst in der Erfüllung eines Gelübdes, kein Pflichtgefühl den Eltern gegenüber, keine Überlegung vor einem wichtigen Schritt und keinen Mut in Gefahren kennen.[9]) Doch ist er ein zu feiner Psycholog und Charaktermaler, um bei seiner Eingenommenheit gegen sie einen specifisch weiblichen Zug nicht zur Geltung kommen zu lassen, der wohl geeignet ist, mit Schwächen und Fehlern auszusöhnen, das ist der des Mitleids, das keinen Unterschied macht zwischen Gerechten und Ungerechten, sondern nur das Elend sieht und helfen will. Während der Vater den unglücklichen Sohn mit zwar erzwungener, aber doch unbeugsamer Härte vom Hofe treibt, giebt ihm die Mutter heimlich, weil sie ihrer Stellung gemäss gegen den Hausherrn doch keinen offenen Widerspruch wagt, mit blutendem Herzen noch ein Brot auf den Weg.[10]) — Die jüngere Generation kommt freilich auch hier weit schlechter weg, als die ältere. Denn wenn Sohn und Tochter die Mutter der Buhlschaft mit fremden Rittern verdächtig machen, so möchte man diese Beschuldigung weit eher auf Rechnung einer augenblicklichen Erregtheit und des Bestrebens, in einer edlen Abkunft ihren Anspruch auf Höheres zu begründen, als auf die einer wirklich gemachten Wahrnehmung schreiben, die um so weniger Wahrscheinlichkeit hat, als die Ankläger selbst

---

[1]) cf. 234 ff., besonders 240. [2]) cf. 742. [3]) cf. 390—402, besonders 399—402. [4]) cf. 816—32. [5]) cf. 1859—60. [6]) cf. 844 ff. [7]) cf. 131—8; doch ist es ungewiss, ob Gotelinde die Leinwand selbst gewebt hat, oder bloss als ihr Eigentum dem Bruder übergiebt. [8]) cf. 15—228. [9]) cf. 1376—7, 1384—91, 109—116, 1425—30, 1576—1606. [10]) cf. 1775—8, 1812—14.

für die Zeit derselben ein Alter angeben, wo das Talent für dergleichen Beobachtungen entweder noch gar nicht oder nur äusserst schwach entwickelt sein kann.[1]) Jeglichenfalls offenbart sich in dieser Verdächtigung eine hochgradige Rohheit und Impietät gegen die Eltern, die man der Tochter gemäss der ganzen Anlage des weiblichen Charakters weit schwerer anrechnen muss als dem Sohne. Überhaupt ist das „ewig Weibliche" unserer Bauerndirne ein Buch mit sieben Siegeln, und was wir von ihr hören, bildet die denkbar schlechteste Empfehlung für ihr Geschlecht und ihre Zeit. Sie spricht vor dem Bruder von den verfänglichsten Dingen mit einer Offenheit, wie sie kaum verehelichte Frauen in vertraulichem Gespräch sich erlauben, und macht aus ihrer übergrossen Lust und Eile, in den Stand der Ehe zu treten, gar kein Hehl.[2]) Auch sonst sind die Frauen in ihren Ansprüchen an das Leben gerade nicht blöde, wie die vv. 1398—1403 zeigen, die, wenn auch in metaphorischem Sinne zu fassen, doch bezeichnend genug sind. Auch die Geschenke, die der junge Helmbrecht bei seiner Heimkehr mitbringt, belehren uns, dass die Weiber der damaligen Zeit bei weitem nicht so genügsam sind, wie die Männer. Dem Vater, der ganz in der Landwirtschaft aufgeht und weder auf Staat noch Leckerbissen Wert legt, verehrt der Sohn eine scharfe Sense mit einem Wetzstein, ferner einen Kumpf, d. i. ein wasserdichtes, kleines, wahrscheinlich hölzernes Gefäss,[3]) worin die Mäher beständig den Wetzstein tragen, um ihn nass zu erhalten, widrigenfalls sie die Sense damit nicht ordentlich dengeln können; der vierte Gegenstand ist ein gutes Beil, der fünfte eine Hacke. Dem Knecht schenkt er ein Paar Schuhe mit Riemen. Die Frauenzimmer dagegen hat er teils mit wertvollen Stoffen und Kleidungsstücken, teils mit Putz und Tand bedacht.[4])

Der alte Bauer lebt höchst einfach und ist ebenso anspruchslos in der Ausstattung seiner Wohnung und seines Äusseren, wie in der Befriedigung seines Magens. So weit unser Gedicht dafür Anhaltspunkte bietet, fasst das Bauernhaus folgendes Mobiliar: Einen Tisch, der besonders als Schauplatz der Mahlzeit erwähnt wird; ob Stühle zum Sitzen gedient haben, lässt sich nicht nachweisen, wahrscheinlich haben sie auf Bänken gesessen, wie aus v. 1617 hervorgeht, wo erzählt wird, dass die beim Hochzeitsschmause ertappten Räuber vor dem Schergen sich unter die Bank verkriechen. Der Stuhl kommt hier nur in der Zusammensetzung „Brautstuhl" (*brintestuol* 1469) vor. Als Aufbewahrungsort für Kleider wird *valde*[5]) genannt, vermutlich Kommode, Schrank oder Koffer, letzteres am wahrscheinlichsten. Betten haben die Bauern jener Zeit auch, und wie es scheint, in gutem Zustande;[6]) wie aber das Bett eingerichtet gewesen, ist schwer zu sagen. Nur so viel ergiebt sich aus unserer Erzählung, dass sie Unterbett, von ihnen Polster genannt, und Kissen kennen, dass ihnen aber die Einrichtung des Bettlakens fremd ist, wofür sie in besonderen Fällen ein reines Hemd über Polster und Kissen decken.[7]) Ein Oberbett scheinen sie als zum Bett gehörig nicht

---

[1]) cf. 1375 und 1388. [2]) cf. 1396—1430, 1524 ff. [3]) Am Rhein ist das Wort noch jetzt im Gebrauch und bedeutet Schüsselchen. Besonders heissen so die kleinen, ziemlich tiefen, länglichen Teller aus Porzellan oder Thon, gewöhnlich „Kümpfchen" genannt. [4]) cf. 1049—90. [5]) cf. 165. Das Wort heisst *valte* oder *valde* und wird stark und schwach dekliniert, z. B. *dô wart ûz der valde vil rîcher kleider genommen*, Nib. 262,4, und *beslt in einer valden wart er gewar einer tür*, aus dem Passional her. von Köpke, 235,86. Das Wort bedeutet Falte, Windung, Winkel, dann Umschlagetuch, worein etwas gefaltet wird, oder das man über etwas zusammenfaltet, und diese Procedur passt auf den Koffer am besten, weil man ihn auf- und zuklappt; er ist gleichsam ein hölzernes Umschlagetuch. [6]) cf. 854. *ein Küsse weich* spricht für Flaumfedern als Inhalt; 1856. [7]) cf. 1043 ff.

betrachtet zu haben, vielleicht deswegen, weil sie im Winter auf dem warmen Ofen schlafen [1]), der wohl die Form eines Backofens gehabt und ihnen soviel Wärme mitgeteilt hat, dass sie die Bedeckung entbehren konnten. Die Bettstelle ist daher ein überflüssiger und wohl unbekannter Hausrat. In der Einrichtung der Wohnräume scheint zwischen reich und arm kein grosser Unterschied gewesen zu sein.

Anders verhält es sich mit der Kost: Der Ärmeren Nahrung besteht in Brot, das aus einem Gemisch von Roggen- und Hafermehl gebacken ist, und Haferbrei, der, in der dortigen Gegend unter dem Namen „Giselitze" bekannt, wahrscheinlich aus Haferschrot, Milch und Zucker zubereitet wird. [2]) Die ganz Armen nähren sich meist vom „Koch oder *Kô*", das ist ein Mehl- oder Obstbrei, den sie mit Wasser anrühren; dieses Gericht gilt als das Merkmal der äussersten Dürftigkeit. [3]) Die Reichen essen Weissbrot oder Semmel und anderes Gebäck, z. B. Klamiere, das, unserem „Kröpfchen" ähnlich, in zwei Semmelschnitten mit einem dazwischen eingelegten Füllsel aus Fleisch, Käse oder Obstmus besteht und damals in Österreich heimisch gewesen ist. [4]) Die Lieblingsspeise aber ist Fleisch. [5]) Der Bauer hat einen guten Magen, dessen Leistungsfähigkeit besonders an Feiertagen und bei festlichen Anlässen im hellsten Lichte erscheint. Glänzende Proben des Heldentums von der Schüssel führt uns der Dichter bei der Schilderung des Ankunftsmahles vor, das dem heimgekehrten Sohne zu Ehren veranstaltet wird, [6]) und später bei der Hochzeit nicht minder. [7]) Den Reigen der Gerichte eröffnet bei jenem das Gemüse unter dem Namen „Kraut", wahrscheinlich Kohl, der noch jetzt in der mannigfaltigsten Zubereitung einen Hauptbestandteil der Mahlzeit des Bauers bildet. Unsere Suppe, die Ouverture jeder ordentlichen Mahlzeit bei hoch und niedrig, scheint ein Kulturmoment zu sein, das sich auf das Landvolk, sowohl auf das jener Zeit als das heutige, nicht erstreckt. Den Zusatz zum Kraut bildet ein gutes, halb fettes, halb mageres Stück Fleisch, das im Gemüse mitgekocht wird. Eine Art Mittelgericht ist der Käse, der bei uns nur zum Nachtisch verabreicht wird. Die Art und Weise aber, wie man ihn verzehrt hat, scheint von der unsrigen ganz verschieden zu sein, indem man ihn allem Anschein nach ohne Brot und Butter gegessen hat. Befremdlich ist es, dass die Butter gar nicht erwähnt wird, und gerade hier wäre doch die beste Gelegenheit dazu gewesen; denn so eingehend wird wohl nirgends in einem mittelhochdeutschen Gedicht eine Mahlzeit geschildert. Daraus darf man wohl schliessen, dass das Mittelalter sie gemeinhin nicht gekannt hat, und wirklich weist das mittelhochdeutsche Lexikon im ganzen nur wenig, aus den bekannteren mittelhochdeutschen Gedichten gar keine Stellen nach, wo sie genannt wird, [8]) während sie doch im Haushalt des Abraham, wie Genesis c. 18 v. 8 zeigt, schon vorkommt. Der Bauer schätzt, wie schon gesagt, von allen Nahrungsmitteln am höchsten das Fleisch, aber weit über Rind-, Schaf- und Schweinefleisch geht ihm das Geflügel; ein gebratenes oder gesottenes Huhn, ebenso ein Gänsebraten gelten ihm als Delikatessen; dem Ritter ist dieser letztere freilich nur als Vorrat auf der Jagd willkommen, aber keineswegs auf der Tafel, wo er Wildbret bei weitem vorzieht. [9]) In alter Zeit wurde das Fleisch und namentlich Geflügel nur am Spiess gebraten, [10]) doch wird in unserem Gedicht auch die Pfanne genannt, [11]) in der sowohl gebraten wie gesotten wurde. Als höchste Delikatesse aber betrachtet der Bauer die Fische, was nur daraus zu erklären ist, dass sie in Süddeutschland und überall

[1]) cf. 856. [2]) cf. 461 und 479. [3]) cf. 1241. [4]) cf. 445 ff. [5]) cf. 475 ff. [6]) cf. 867—90. [7]) 1552—66. [8]) cf. Lexer, Bd. I. S. 402 s. v. [9]) cf. 451, 456, 475, 875—88. [10]) cf. 874. [11]) cf. 1398.

in Binnenländern selten und teuer sind. Das Essen von Fischen hält der Bauer für das Kennzeichen des grössten Reichtums und Überflusses.[1]) Auch den Genuss von Wein scheint sich damals der Bauer bei Tische und vielleicht auch sonst nicht gestattet zu haben. — Der Takt, mit dem er sich bei der Mahlzeit benimmt, beweist, dass er kein roher Naturmensch mehr ist, sondern mit bewusstem Anstandsgefühl schon eine gewisse Etikette befolgt, und wie auch die Beantwortung der Frage, ob jene eine in dem Stande selbst erwachsene oder aus der höfischen Gesellschaft herübergenommene ist, ausfallen mag, die Entscheidung schränkt das Lob der alten Zeit nicht ein. Vor Tische werden die Hände gewaschen,[2]) eine Sitte, die wahrscheinlich das Bedürfnis eingeführt und die Gewohnheit mit der Zeit geheiligt hat. Daher gehört sie zu denjenigen Sitten, denen man es auf den ersten Blick ansieht, dass sie dem Bauer ursprünglich eigen sind. Andere aber, die in unserem Gedicht als unter den Bauern heimisch erwähnt werden, erkennt man ebenso leicht als ursprünglich höfische: Es ist nämlich verpönt, sich beim Essen den Gürtel zurückzuschnallen,[3]) wenn man sich voll gegessen hat und durch die nunmehrige Engigkeit der Spanne belästigt wird. Ein ähnliches Vergehen gegen die Tischetikette ist es, in das Bier hineinzublasen, so dass der Schaum über den Becher läuft.[4]) Von beiden spricht Tannhausen in seiner Hofzucht V, 125—8 und 85; vgl. Haupts Zeitschr. 6, 492 u. 491. — Noch mehr kann man den Einfluss höfischer Sitte beim Tanze erkennen. Die Bauerntänze, die sich aus uralter Zeit noch erhalten haben, ebenso manche Eigentümlichkeiten beim Tanz im Verkehr beider Geschlechter, waren ursprünglich ganz sicher höfische Gepflogenheiten: Die Paare fassen sich an der Hand, während sie heute, bei Rundtänzen wenigstens, sich umschlingen. Nicht bloss Ausdrücke wie *tanzen an frowen hand*,[5]) sondern auch auf alten Stickereien überlieferte Tanzstellungen bezeugen diese Sitte und ihren urdeutschen Charakter. Trotzdem aber erinnern sie gleichzeitig an eine Tour der heutigen Française, das sogenannte *traverser*, wo bald eine Dame von zwei Herren, bald zwei Damen von einem Herrn geführt werden.[6])

Will man den Charakter des Bauers studieren, so thut man am besten, ihn zu Hause und bei der Arbeit zu beobachten, beim Tanze aber ist die passendste Gelegenheit, sein Äusseres kennen zu lernen und ganz vorzugsweise seine Tracht. Hier präsentieren sich beide Geschlechter in der normalsten äusseren Verfassung d. h. der Sitte und Mode gemäss, während zu Hause und auf dem Felde die Kleidung als etwas decorativ wenigstens in der That Überflüssiges sich höchstens nach der Witterung richtet. Es mögen nun im Zusammenhange mit der Überlieferung des Gedichts, das uns in diesem Punkte aufs freigebigste bedacht hat, die einzelnen Bestandteile der Bauerntracht ins Auge gefasst werden. Das wichtigste und interessanteste Stück ist unstreitig die Haube des jungen Helmbrecht: Mit einer Schnur, die hinter beiden Ohren weg das lange Haar, das als grosse Zierde gilt,[7]) zusammenfasst, wird sie am Kopfe befestigt.[8]) Ferner ist sie mit den schönsten Stickereien verziert, die Vögel sowie Scenen aus bekannten Sagenkreisen und aus dem Volksleben darstellen.[9]) Ob nun auf der Haube, die unser Dichter selbst gesehen haben will, sich auch wirklich alles, was er aufzählt, befunden hat, muss trotz seiner wiederholten Versicherung, dass er alles der Wahrheit gemäss

---

[1]) cf. 462, 783; vgl. hierzu Keinz' Ausg. S. 75 Anm. zu 783, eine doppelte Erklärung der Redensart: *haet ich dann alle vische.* In den Zusammenhang passt offenbar nur die erste vollkommen, die zweite erscheint weit hergeholt; 1606. [2]) cf. 861; 1152 metaphorisch. [3]) cf. 1152—3; 1120—1. [4]) cf. 1166—7. [5]) cf. 576. [6]) cf. 94—102. [7]) cf. 271 ff. [8]) cf. 10 ff., 73—5. [9]) cf. 35—103.

berichte,[1]) stark in Zweifel gezogen werden, schon aus dem Grunde, weil der Platz nicht ausreichen würde. Auf dem Rande sind mancherlei Vögel gestickt, dann kommen drei grosse Sagenkreise in ihren Hauptzügen und endlich noch ein Tanz mit einer grossen Anzahl Figuren — credat Indaeus Apella! Wernher hat diese Stickereien vielleicht einzeln auf Teppichen und Gewändern gesehen und überträgt sie nun alle auf die Haube allein, um für sie beim Leser den höchsten Grad der Bewunderung zu erregen, wie man ja auch in schriftlicher und mündlicher Darstellung Züge von mehreren Personen auf eine einzige vereinigt, um diese zu einer um so anziehenderen Erscheinung zu machen. Jeglichenfalls aber haben wir allen Grund, dem Dichter für die Schilderung der Haube, so wie er sie bietet, dankbar zu sein, da sie uns, wie kein anderes Stück aus dem deutschen Altertum, von den wissenswertesten Dingen Kunde verschafft. — Wie die Kopfbedeckung der Weiber beschaffen gewesen ist, darüber giebt unser Gedicht keinen hinreichenden Aufschlusz. Überhaupt würdigt der Dichter die männliche Kleidung einer weit grösseren Ausführlichkeit in der Beschreibung, als die weibliche, was freilich der ganzen Anlage und dem Zwecke der Erzählung völlig entspricht. — Den Hals bedeckt das Golier oder Koller, ein Kragen,[2]) der bis an die Schultern reicht. Das Hauptkleidungsstück ist der Wams, in unserem Gedicht *warkus* genannt.[3]) Dieser Warkus erscheint reich mit Knöpfen besetzt, die schon im Mittelalter nicht bloss dem Bedürfnis, sondern auch zur Zierat dienen. Die Knöpfe nun zeigen mannigfaltige Formen und Farben: Wir sehen hier den Wams nach hinten mit einer Reihe goldener, von vorn mit silbernen Knöpfen besetzt, die beide nur Zierat sind, während zum Zuknöpfen solche von Krystall dienen; doch erscheinen diese in allen möglichen Farben: gelb, blau, grün, braun, rot, weiss und schwarz, offenbar zum blossen Schmuck angebracht. Unter Krystall (Kristalle[4]) kann hier ein Edelstein gemeint sein, ungefähr wie unser Agat, wahrscheinlich aber ist es Glas; wenigstens spricht die Verschiedenheit der Farben dafür. Etwas der Neuzeit ganz Fremdes sind die kleinen Schellen, welche die jungen Bauern jener Zeit an den Armen tragen, ringsherum, wo die Naht zwischen Ärmel und Mieder sitzt,[5]) so dass das Läuten derselben beim Tanzen ein gewisses gleichtaktiges Accompagnement zu der Musik der Fideln bildet und so unseren „Triangel" ersetzt.[6]) Der Wams nun, der mit solchen Zieraten überladen ist, besteht aus blauem Tuch. Die blauen Tuchröcke sind noch heute unter dem Landvolk vieler Gegenden stark vertreten; bei den Vornehmen dagegen scheint die blaue Farbe in der ganzen Zeit, der unser Gedicht angehört, verpönt oder mindestens nicht in der Mode gewesen zu sein. Wenigstens findet man sie auf keinem einzigen Bilde der Weingarter Handschrift, und diese Bilder stellen eben sämtlich Personen aus der höheren Gesellschaft, nämlich die Dichter des Mittelalters dar. — Im Winter trägt der Bauer jener Zeit, wie auch

[1]) cf. 7—9, 30, 31, 60, 74, 89. [2]) Das Wort „Kragen" selbst bedeutete ehedem nicht die Halsbekleidung, sondern „Hals" und hat sich in der ursprünglichen Bedeutung noch in Zusammensetzungen und Redensarten erhalten, wie Hirschkragen, Kopf und Kragen, „es geht ihm an den Kragen". Der junge Helmbrecht sagt: Die Säcke sollen meinen Kragen nicht reiten. [3]) Das Wort ist aus gardacorsium, frz. gardecorps, entstanden und mit unserem „Leibrock" gleichbedeutend. Aus diesem Kleidungsstück ist nach Entfernung der seit dem Aufkommen des Rockes überflüssigen Ärmel unsere „Weste" hervorgegangen. [4]) cf. 194. Das Wort heisst *Kristalle* und *Kristal*. cf. Lexer s. v. [5]) cf. 211—16. [6]) Die Mode des Schellentragens scheint im Mittelalter ebenso von den Edlen, wie vom Landvolk angenommen gewesen zu sein. Wenigstens erzählt Ulrich von Lichtenstein von einem Ritter, der Schellen trägt. Später verblieb sie noch als Attribut den ländlichen Hochzeitladern (vgl. Erzählungen aus den oberbairischen Bergen von Herman von Schmid), den Hofnarren und den Bajazzos der Possen- und Fastnachtsspiele.

heute überall, entweder statt des Wamses oder über demselben einen Pelz, wahrscheinlich Schafpelz, das wird wohl unter dem „*Kunder, daz ûf dem felde izzet gras*", v. 144—5, gemeint sein. Wie sehr aber das damalige Landvolk auch hierin an das Gute gewöhnt ist, beweist der Fuchspelz, den der Sohn der Mutter mitbringt.[1]) Von Kleidungstücken wird ferner erwähnt die Hose[2]) und die *bruoch*,[3]) welche letztere der Bauer dem Knecht als Botenlohn schenkt, wahrscheinlich eine Hüftenhose d. h. eine solche, die nur bis an die Kniee reicht. Einen grossen Vorzug der Hosen muss der Bauer in breiten Taschen gefunden haben, die sich besonders zur Aufbewahrung von grossen Messern, seinen steten Begleitern, eignen, worauf sich die Stelle „*gnippen unde taschen breit*" bezieht.[4]) Als Hosenträger werden die hier genannten *spargolzen* von Birlinger „Germania" B. 18 S. 111 gedeutet.[5]) Keinz, dem sich Lambel anschliesst, erklärt *spargolzen* als Gurt zur Aufbewahrung des Geldes, der im Innern der Hose am Latz angebracht ist, so dass ihn niemand sehen kann; er wird mit einem Holzpflöckchen geschlossen und entspricht unserer „Geldkatze". Birlinger's Erklärung passt insofern besser, als bekanntermassen in Baiern und Tirol die Bauern noch heute mit gestickten oder buntfarbigen Hosenträgern, die ganz frei über dem Hemd getragen werden, viel Staat machen. — Für Hemd bietet das Gedicht zwei Ausdrücke: *hemede* und *pheit;*[6]) *hemede* ist wohl die Bezeichnung für das Mannshemd, *pheit* die für das Frauenhemd. Sonst sind von Dingen, die die Tracht angehen, noch erwähnt: Leinwand, Schleier, gelber und brauner Kleiderstoff, scharlachroter Wollenstoff, buntes Pelzwerk zum Futter für feine Kleider und Zobelpelz.[7]) — Die Fussbekleidung der Männer und Frauen ist der Schuh, für Ärmere aus grobem,[8]) für Vornehme und Reiche aus feinem Leder, dem sogenannten Corduan,[9]) das wohl daher seinen Namen hat, dass die Kenntnis der Behandlung des feinen Leders aus Cordova stammt.

Auf die Betrachtung nun, wie es beim süddeutschen Bauer des Mittelalters mit der Pflege und äusseren Ausstattung des Leibes bestellt gewesen, möge diejenige folgen, in wie weit er uns auch geistig gepflegt und ausgestattet in unserem Gedicht entgegentritt: Im allgemeinen darf man sich ihn nicht so ungebildet vorstellen, wie den heutigen Bauer. Sie hatten in denjenigen Gegenden Deutschlands, wo ein reges geistiges Leben herrschte, ein höheres Interesse für dichterische Hervorbringungen und, wie es scheint, eine grössere Kenntnis von denselben, als wir zu glauben geneigt sind, da wir von dem Bildungsstande der heutigen Bauern auf jene zu ihren Ungunsten Rückschlüsse zu machen pflegen. Ihre Kenntnisse beschreiben allerdings nur einen sehr kleinen Kreis, aber es ist doch wenigstens etwas: Ihre Völkerkunde umfasst die Böhmen *(Bêheim)*, Wenden *(Wint)*, Welschen *(Walch)*, Sachsen *(Sahse)*, Friesen *(Brâbant)* und Russen *(Rûz)*.[10]) Die Sachsen gelten ihnen als roh und wild;[11]) ob jenen nun die Kriege mit Karl dem Grossen diese ungünstige Meinung der anderen Stämme über ihre Gemütsart eingetragen, oder ob sie der Geringschätzung zuzuschreiben ist, mit welcher die zivilisirten Süddeutschen von den damals von der Kultur noch

---

[1]) cf. 1067 ff. [2]) cf. 321. [3]) 710. [4]) 158. [5]) Birlinger erinnert an das ital. calzôni, auf welches Schmeller aufmerksam gemacht, und vermutet, dass die Wurzel *spar*, gleich dem ital. tira, ziehen, halten bedeute, so dass *spargolzen*, ital. tiracalzôni, Dinge sein würden, welche Beinkleider anziehen oder halten, wobei man zunächst an Hosenträger denkt. Nach einer Glosse aber in einem aus dem 15. Jahrhundert stammenden Glossar, das in einem Kloster bei Ulm aufgefunden wurde, müssten *spargolzen* „Schuhe" bedeuten. [6]) cf. 710 und 1337; 677. [7]) cf. 1332—49. [8]) cf. 1081—4. [9]) cf. 321. [10]) cf. 734—5, 745—6; v. 1809 spricht der Vater den blinden Sohn mit *ungetriuwer Rûs* an, ein Zeichen, dass schon damals die Russen in Deutschland nicht im besten Rufe gestanden haben. [11]) cf. 422—3.

wenig beleckten Norddeutschen dachten, ist schwer zu entscheiden. — Viel dürftiger noch steht es um das Material der Ortskunde, das sich, abgesehen von den Sitzen der erwähnten Völker, aus unserem Buche schöpfen lässt: Einige den Schauplatz der Geschichte bezeichnende Namen der Umgegend abgerechnet, über welche Keinz in der Einleitung zu seiner Ausgabe ausführlich gehandelt hat,[1]) finden wir erwähnt den Spessart *(Spehthart)*,[2]) eigentlich Spechteshart d. i. Spechtswald, wobei wir nicht einmal gewiss sind, ob wir es nicht mit einem Appellativum zu thun haben; dann noch Rom und Österreich. Die geographisch sein sollende Bezeichnung *Nônarre Narrîe* ist wohl nichts weiter, als eine schelmische Mystifikation des Alten seitens des übermütigen, zum Lügen und Aufschneiden aufgelegten Sohnes, und erinnert lebhaft an die viel spätere geographische Fiktion Narragonien im Narrenschiff des Sebastian Brant. — Von fremden Sprachen ist am meisten aufgenommen aus dem Böhmischen, weil Böhmen ja auch dem Schauplatz der Erzählung von fremden Ländern am nächsten liegt. Wir finden in unserem Gedicht drei böhmische Ausdrücke: dobraytrâ,[3]) eigentlich dobré jitre, polnisch dobre jutro d. h. guten Morgen; doch gebraucht man im Polnischen jutro nur in dem Sinne des lateinischen cras. Die Bedeutung dieses Grusses wird der Grüssende entweder selbst nicht verstanden haben, da er ja am Abend kommt, oder der Gruss wird für alle Tageszeiten gegolten haben. — Das andere Wort ist gîselitze[4]) d. h. Haferbrei, das dritte glet,[5]) entstanden aus cleda, so viel wie Keller. Die zweite Sprache, von der einiges in unserem Gedicht enthalten ist, und die derjenigen des Gedichtes, wenn auch nicht örtlich, so doch lautlich weit näher steht, als das Böhmische, ist das Niederdeutsche oder Flämische.[6]) — Sodann war ihnen der französische Gruss deu sal = dieu (vous) sauve ebenso geläufig, wie uns bon jour. Endlich sind sie auch im Lateinischen (in der latîn) nicht ganz unwissend; sie wissen doch wenigstens, was latein ist, wenn sie auch kein Wort richtig sprechen, wie der Gruss gratia vester beweist.[7]) — Von Gedichten kennen sie dem Anschein nach den trojanischen Krieg, sei es durch das Werk Herborts v. Fritzlar oder Rudolfs v. Ems (dasjenige Konrads v. Würzburg ist jünger als der Meier Helmbrecht) oder durch Eneit von Heinrich v. Veldecke; dann das Rolandslied vom Pfaffen Konrad, die Ravenschlacht, den Herzog Ernst und wohl noch andere; denn hier haben wir es wohl nur mit den Repräsentanten ganzer Gattungen zu thun, nämlich von epischen Gedichten, deren Stoffe aus der antiken, mittelalterlich romanischen und mittelalterlich germanischen Welt genommen sind. Diese Gedichte nun müssen eine sehr weite Verbreitung gehabt haben, da man in Stickereien, wenn ihr Anblick erfreuen und fesseln soll, nur allgemein Bekanntes darstellen darf. Die stummen Figuren würden ganz wert- und wirkungslos sein, wenn nicht die allgemeinste Kenntnis der Situationen einen jedem auf den ersten Blick das Verständnis ermöglichte.[8])

So viel vom geistigen Leben des süddeutschen Bauers jener Zeit. Ob nun das Urteil über seinen Bildungsgrad gerecht oder optimistisch ist, darüber lässt sich streiten, weit über die Vermutung wird man schwerlich hinauskommen. Überhaupt ist es in unserem Gedicht,

---

[1]) cf. X—XIII. [2]) cf. 37. [3]) cf. 728. [4]) cf. 473. [5]) cf. 1847. [6]) cf. 717—18. Das Wort süsterkindekin bedeutet eigentlich „Schwesterkindchen" und soll wohl eine zärtliche Anrede sein. Zu einer gewissen Zeit im Mittelalter war es Mode zu „flämen", weil die flämischen Ritter die französische Sitte, die damals tonangebend war, wegen der lokalen Nachbarschaft aus erster Hand hatten. [7]) Dass die Bauern denjenigen, der latein spricht, für einen Pfaffen halten (cf. 742), rührt wohl daher, dass der wichtigste Akt des katholischen Gottesdienstes, die Messe, in lateinischer Sprache ausgeübt wird; auch werden wohl sonst die Pfaffen mit lateinischen Brocken viel um sich geworfen haben, [8]) cf. Darstellungen aus Tristan. Bechsteins Ausg. Einl. XVII.

dessen Eigenart und Würze gerade in der ergötzlichen Verschmelzung des Bäuerischen und Höfischen besteht, bei einigen Erscheinungen kaum möglich zu entscheiden, wohin man sie rubrizieren soll, ob unter dieses oder jenes. Die beiden von Natur einander feindlichen und ausweichenden Gesellschaftskreise schneiden sich hier, wie in keinem zweiten Kulturzeugnis. Doch heben sich trotzdem noch einige Züge kräftig genug ab, um eine Sonderung zu ermöglichen; und wo die Herübernahme aus der höfischen Sphäre unverkennbar ist, da thut man gut, den Fall, selbst wenn er in bäuerischem Kreise vorkommt, in der Darstellung des Hoflebens zu verzeichnen, wie bei der im Gedichte geschilderten Hochzeit.

II. Der Ritter.

Die Nachkommen eines siegreich ins Land gedrungenen oder seit uralten Zeiten darin sesshaften und daher mit Vorrechten ausgestatteten Geschlechts, wohnten die Ritter auf hohen Burgen, die meist auf steilen Felsen erbaut waren, um schon durch die Lage gegen feindliche Angriffe jeglicher Art Schutz zu bieten. Die Ritter hatten in der Regel grossen Grundbesitz, den sie entweder von Leibeigenen bebauen liessen oder freien Bauern in Pacht gaben. Sie lebten also im Frieden einzig vom Ertrage ihrer Ländereien. Ihre Hauptbeschäftigung war aber der Krieg, sei es im Heerbann eines grossen Fürsten gegen einen Nationalfeind, sei es unter einander. Auch im Frieden war ihr Hauptaugenmerk auf kriegerische Übungen gerichtet; bei ihren Tournieren nahmen sie es nicht minder ernst, als im wirklichen Kampf, nur dass die feindselige Absicht auf das Leben des Gegners ausgeschlossen war. Ein solches Tournier wird uns nun auch in unserem Buche geschildert,[1]) unter dem belustigenden Hinweis, dass auch die Bauern solche Spiele geübt haben, ohne es freilich darin zu grosser Geschicklichkeit zu bringen.[2]) Die Ritter nun streiten im *buhurd* d. h. Massenkampf oder *tjost* d. i. Einzelkampf zu Ross mit Schild und Lanze gegen einander, und wenn einer den anderen aus dem Sattel gehoben hat, so ist er Sieger; die Frauen sehen von Balkonen oder Tribünen zu und spenden den Tapferen Beifall und Gunstbezeugungen.[3]) Nach dem Kampfe wird getanzt[4]) und zwar teils nach Vokal-,[5]) teils nach Instrumentalmusik.[6]) Eine gar willkommene Person ist der Spielmann, dem Ritter und Edelfrauen viel Ehre erweisen, wenn er erscheint, um ein Musikstück vorzutragen oder zum Tanze aufzuspielen.[7]) Auch der Dichter darf bei solchen Festlichkeiten nicht fehlen, er trägt der vom Tanze ermüdeten Gesellschaft sein neuestes Gedicht vor; an unserer Stelle ist es der Herzog Ernst.[8]) Wer den Sport lieber hat, als Tanz, Spiel und Poesie, wendet sich während dieser Zeit der Erholung von den Waffenproben diesem zu, sei es, dass er bloss mit dem Bogen nach dem Ziel schiesen, sei es, dass er einsam jagen oder sich an einem grossen Treibjagen beteiligen will; *swaz ieglich aller gernest wolte tuon, daz vander* v. 959. Der Ton ist ungezwungen, Frauen und Ritter dürfen ohne Furcht der Minne pflegen; denn sie thun es in Zucht und Ehren.[9]) Die Frauen stehen in der höchsten Achtung und werden von den Rittern mit aller nur erdenklichen Ehrfurcht und Zartheit behandelt. Der Liebende neigt sich gegen den Wind, der aus der Gegend des Aufenthaltes der Geliebten weht.[10]) Die Ehe ist ihnen hochheilig, und das Hochzeitsfest wird mit einer Feierlichkeit begangen, die

---

[1]) cf. 927—35. [2]) cf. 986—8. [3]) cf. 932. [4]) cf. 940. [5]) cf. 941. [6]) cf. 943 ff. [7]) cf. 945. [8]) cf. 955—7. [9]) cf. 921 ff. [10]) cf. 1461—2.

an die Krönung eines Kaisers erinnert. Da sind alle sieben Hofämter vertreten: Der Marschall, der Mundschenk, Truchsess, Kämmerer, Haushofmeister, Küchenmeister und Brotlieferant.[1]) Eine Mitgift scheint bei den Vornehmen der Bräutigam von der Braut nicht erhalten zu haben, sondern sie erhält umgekehrt von ihm eine Morgengabe, die oft sehr reich ausfällt.[2]) Der Bauer dagegen giebt, wie oben angedeutet ist, seinem Schwiegersohn nach seinem Vermögen eine Mitgift und der Tochter eine Aussteuer, die mitunter so reichlich ist, dass sie das Material teilweis unverarbeitet lange liegen lässt, bis sie es für die Kinder verwerten kann, wie Helmbrechts Mutter das *röckelin*,[3]) was eigentlich das Zeug zum Rock bedeutet. Die übrigen Züge der uns geschilderten Hochzeit stammen unverkennbar aus dem Bauernleben: Der Priester lässt das Paar mitten in einen Kreis treten, der von den Umstehenden gebildet wird, und weiht die eheliche Verbindung, nachdem seine dreimalige Frage, ob sie sich auch gern haben, bejaht worden ist.[4]) Zum Schluss der Schilderung von dem Trauungsceremoniell erfahren wir noch eine interessante Einzelheit, dass nämlich der Bräutigam der Braut auf den Fuss tritt, eine drastische Hindeutung auf das biblische, „er soll dein Herr sein". Dieser Zug ist ursprünglich nur ein Rechtssymbol, welches eben bezeichnet, dass das Weib dem Manne untergeben sein soll; aus Missverständnis aber ist daraus der Aberglaube geworden, dass derjenige Teil, welcher zuerst dem anderen auf den Fuss tritt,[5]) künftig das Regiment im Hause führen wird. Noch heute herrscht nach der Angabe von Keinz in Baiern und Tyrol auf dem Lande diese Sitte bei der Trauung und ist zur Unsitte ausgeartet Denn anstatt der Feier des Augenblicks und den Worten des Predigers Aufmerksamkeit zu schenken, lauern die Brautleute auf den Zeitpunkt, wo die heilige Handlung vorüber ist, um einander in der Versetzung des Fusstritts zuvorzukommen. Der Ritter ist in der guten Zeit viel zu artig gewesen, um seiner Herzensdame schon am Hochzeitstag zu zeigen, wessen sie sich dereinst von ihm zu versehen habe. Später freilich wurde es auch im Hofleben anders. Als Masslosigkeit in allen Dingen, Lüge, Neid, Verleumdung und Rohheit in die Burgen einbrachen, floh die vielgefeierte Minne, die Schöpferin der feinen Sitte und Förderin der schönen Künste, und an ihrer Stelle wurde der Wein Gegenstand allgemeiner Sehnsucht und Verehrung. Die Ritter kümmern sich nicht mehr um die schönen, edlen Frauen, sondern sitzen bis in die tiefe Nacht und verschwenden ihre Höflichkeit und Zärtlichkeit in ihrem Rausch an die kecken Dirnen im Wirtshause, welche ihnen schnell hinter einander ihre *maser*, d. i. Weinkannen, füllen.[6]) — Während ehedem der ehrliche Mann geehrt gewesen, höhnen ihn jetzt Ritter und Frauen, und der Schalk steht in hoher Gunst.[7]) Dass diese Wandlung zum schlechteren sich wirklich und sichtbar vollzogen hat, darin stimmen alt und jung überein; es ist also hier nicht der Tadel gegen die neue Zeit zu Gunsten der alten, sondern ein zu fest auf Thatsachen beruhendes Urteil, als dass es in dem Vertreter der jüngeren Generation einen Widersacher finden könnte. — Den tiefsten Verfall nun und die gänzliche Entartung des Rittertums illustriert die Figur des Raubritters.

---

[1]) cf. 1536 ff. [2]) cf. 1526 ff. [3]) cf. 166 ff. [4]) cf. 1510—28. [5]) cf. 1533—4. [6]) ***vil süeze litgebinne, ir sult füllen uns den maser***, v. 1001—2; vgl. dazu über ***du*** und ***ir*** die ganze Szene von v. 799—839, besonders 814 und 837. Den Hausherrn sprechen alle Familienglieder mit ***ir*** an (***ir*** so viel wie unser „Sie"), er aber jene mit ***du***, so lange er sie als solche anerkennt, andernfalls auch ***ir***. cf. 428, 799, 807, 810, 811, 830, 833, 834, 1273, 1277, 1279, 1288. [7]) cf. 990—1019.

III. Der Raubritter.

In ihm kreuzen sich beide Stände, Ritter und Bauer. Verarmte, durch Verschwendung und schlechte Wirtschaft heruntergekommene Ritter und reiche, über ihren Stand hinauswollende Bauern, meist in jugendlichem Alter, verbinden sich zum ruchlosen Kampfe gegen die gesellschaftliche Ordnung, gegen Eigentum und Leben. Ihre Züge haben meist die reichen Bauernhöfe zum Ziel,[1]) weil sie mit den eigentlichen Rittern nicht anzubinden wagen.[2]) Von hier treiben sie das Vieh hinweg, das sie dann in der Stadt oder dem Gastwirt, bei dem sie einkehren, um einen Spottpreis verkaufen,[3]) nehmen ohne Ansehen der Person[4]) mit, was nur beweglich ist, Geld und Kleidungsstücke, indem sie einerseits in der Auffindung, andererseits in der Öffnung der Behälter eine wunderbare Geschicklichkeit entwickeln.[5]) Ausserdem lauern sie am Wege dem vorbeiziehenden Kaufmann oder Pfaffen auf,[6]) plündern ihn vollständig aus und lassen ihm oft kaum das Leben. Kommen die Überfallenen noch mit diesem davon, so können sie sich trotz ihrer Nacktheit freuen; denn dieses Glück wird fast niemandem zu teil, der in ihre Hände geraten ist,[7]) wenn ihm nicht gerade unverhofft Hilfe kommt.[8]) Entweder sie morden oder verstümmeln, oder sie entehren, wenn die Opfer Weiber und Mädchen sind.[9]) Sie treiben Raub, Mord, Brandstiftung, Unzucht, ohne gereizt, aber auch lange ohne gezüchtigt zu werden. Der Arm der Gerechtigkeit kann sie nicht so leicht erreichen, weil ihre Schlupfwinkel und die Schauplätze ihres Treibens weitab von der Heerstrasse liegen. Nach ihrer endlichen Ergreifung werden sie zunächst moralisch bestraft, wenn man bei so verworfenen Menschen überhaupt noch von der Möglichkeit moralischer Einwirkung reden darf, indem ihnen der bei ihnen vorgefundene Diebstahl auf den Rücken gepackt wird, in welchem Aufzuge der Scherge die Verbrecher unter dem Hohn und Schimpf der zulaufenden Menge vor Gericht führt.[10]) Was uns das Gedicht über den Richter lehrt, ist keineswegs geeignet, uns von dem Stande in jener Zeit eine hohe Meinung beizubringen: Er wird parteiisch und bestechlich genannt, so dass er einen freigebigen Wolf freisprechen würde, selbst wenn dieser allen Leuten das Vieh gewürgt hätte.[11]) — Das geraubte Gut fällt nach der Hinrichtung des Räubers, wenn binnen Jahr uud Tag niemand einen Rechtsanspruch darauf geltend machen kann, dem Richter zu.[12]) Auch der Scherge oder Henker geniesst ein Privilegium, nämlich den zehnten von den hinzurichtenden Verbrechern frei zu geben oder sonst mit ihm nach Gutdünken zu verfahren.[13]) Er darf ihn z. B. blenden oder sonst verstümmeln, wenn er eine besondere Rache an ihm nehmen will, sei es aus sittlicher Entrüstung über seine Schandthaten, sei es aus Wut über das lange erfolglos gewesene Fahnden auf ihn. Das Blenden ist im Mittelalter allgemein die Strafe für Diebe und Räuber, ebenso das Abhauen von Hand und Fuss als denjenigen Gliedmassen, die beim Stehlen und Morden am meisten thätig sind; mitunter geschieht beides, wie dem Helden unserer Geschichte.[14]) Eine solche Strafe ist natürlich viel härter, als der Tod, da sie ein elendes, schmachvolles Leben nach sich zieht, wenn der Verstümmelte nicht seinen Wunden erliegt.[15]) Vor der Hinrichtung muss der Verbrecher seine Sünden beichten[16]) und das Abendmahl empfangen, um nicht ganz

---

[1]) cf. 366 ff., 660 ff., 1122 ff. [2]) cf. 951 ff. [3]) cf. 450—2, 456—7, 1176. [4]) cf. 1196 ff. [5]) cf. 1206 ff. [6]) cf. 1035, 1070—6, 1329 ff. [7]) cf. 1029—34, 1242 ff. [8]) cf. 1859—60. [9]) cf. 1865. [10]) cf. 1656 ff. [11]) cf. 1672—5. [12]) cf. 1668. [13]) cf. 1679—81. [14]) cf. 1688—91; ferner 1314, ironische Ausdrucksweise; 1316 und 1322. [15]) cf. 1698—1702. [16]) cf. 1902.

der Verdammnis anheimzufallen.[1]) In Ermangelung eines Priesters, was wohl immer bei Akten der Lynchjustiz der Fall ist, wird dem Unglücklichen Brot, auch wohl ein Stück Erde oder Gras als Symbol des Leibes Christi in die Hand gegeben.[2]) Der Körper des Gerichteten wird entweder den Geiern und Raben zum Frass überlassen,[3]) oder, nach dem Eintritt einer milderen Praxis, auf einem eigens zur ewigen Verbrecherherberge bestimmten Platz verscharrt. — Dagegen geht man mit denjenigen, die eines ehrenhaften oder natürlichen Todes gestorben sind, auch im Mittelalter sehr pietätvoll um. So lange sie nämlich im Totenzimmer liegen, werden sie von jedem Eintretenden mit einer Weihrauchpfanne,[4]) die neben dem Sarge steht, beräuchert, eine Sitte, die nach dem Zeugnis von Keinz noch heute in Süddeutschland beobachtet wird. Nach der Bestattung beginnt die Trauer, welche ein volles Jahr[5]) umfasst.

---

[1]) cf. 1907—8. [2]) cf. Lambels Anm. zu 1905. [3]) cf. 1302. [4]) cf. 1306 u. 1311. [5]) cf. 1309.

Das Kulturhistorische

im

„MEIER HELMBRECHT“ von Wernher dem Gärtner

von

Dr. W. Stoewer.

Druck von Wilh. Stumpf in Bochum.
1891.

Inhalt.

Einleitung.

Ort, Dichter, Fabel und besonders Entstehungszeit des „Meier Helmbrecht“ als wesentliche Grundlagen für den Wert einer Darstellung seiner kulturhistorischen Angaben. Art und Weise der Behandlung des Stoffes. Litteratur.

I.

Züge aus dem Bauernleben.

Hof und Haus.

Die politische und sociale Stellung der Bauern.

Der Meier, zugleich Vertreter der älteren bäuerlichen Generation. Die Kinder und die Mutter, zugleich Vertreter der jüngeren Generation.

Die Lebensweise der Bauern.

Das Leben in der Familie und im Hause. Speise und Trank. Tracht. Der Betrieb der Landwirtschaft. Verkehr mit der Aussenwelt. Bildungszustand.

II.

Züge aus dem Ritterleben.

Das Ritterleben der jüngeren Generation.

Das Ritterleben der älteren Generation.

III.

Züge aus dem gesamten Volksleben.

Rechtsaltertümer.

Gericht. Ehe.

Sprache.

Anrede. Gruss. Fremdwörter.

Religion und Moral.

Schluss.

Wie die meisten mittelhochdeutschen Dichtungen, so lässt auch die vortreffliche Erzählung von dem Meierssohne Helmbrecht immer noch eine Reihe von Fragen ungelöst.

Nur über die Gegend, in welcher der Dichter den Schauplatz der Handlung sich denkt, kann nach den eingehenden Untersuchungen von Keinz[1]) ein Zweifel nicht mehr bestehen. Dieselbe liegt östlich vom Einfluss der Salzach in den Inn und gehörte im dreizehnten Jahrhundert zu Baiern. Ueber die Persönlichkeit des Dichters jedoch, über die historische oder bloss poetische Wahrheit seiner Schilderungen und über die Zeit, in welche diese gesetzt werden müssen, herrschen bis heute die grössten Meinungsverschiedenheiten.

Aber sind denn wirklich diese Fragen von grosser Wichtigkeit? Ist es denn für die Schätzung des höchst interessanten Inhaltes des Gedichtes in der That notwendig zu wissen, ob Wernher ein Geistlicher oder ein Fahrender, ein Ritter oder ein Mann aus dem Volke war? Sicherlich nicht! Es genügt die überall zugegebene Thatsache, dass der Dichter ausgezeichnet für seine Aufgabe befähigt war und dass er dieselbe in einer für seine Zeit seltenen Weise gelöst hat.

Ebenso hat man bisher auch viel zu grosses Gewicht gelegt auf die Eingangsverse:

„hie wil ich sagen waz mir geschach,
„daz ich mit mînen Augen sach.

Abgesehen davon, dass viele einzelne Punkte im Gedichte selbst ganz entschieden dagegen sprechen, diese Worte für bare Wahrheit zu nehmen, würde mit einer solchen Annahme garnichts gewonnen sein. Das Gedicht würde doch dieselbe „wahrhaftige deutsche Dorfgeschichte" bleiben, auch wenn nichts in ihm auf einen bestimmten einzelnen Fall zu beziehen wäre, wenn alles als typisch für damalige Verhältnisse gefasst werden müsste.

Nicht ganz so leicht ist die dritte Frage abgethan: wann ist der „Meier Helmbrecht" verfasst, für welche Zeit gelten seine von einem vortrefflich befähigten Dichter mit lebensvoller Wahrheit entworfenen Bilder aus dem Leben des Landvolkes an der bairisch-österreichischen Grenze?

Von Wichtigkeit ist da vor allem die Angabe (Vers 217), dass Neidhart nicht mehr lebe; als höchst wahrscheinlich lässt es der Zusammenhang ausserdem erscheinen,

[1]) Helmbrecht und seine Heimat, I. Aufl. 1865, 2. Aufl. 1887. Richard Müller sagt in seinen Bemerkungen zum Helmbrecht in Haupts Zschft. XXXI (1886) p. 95: „Seit Keinz' Lokaluntersuchungen ist das Gedicht dem Innviertel und damit Baiern unverrückbar gesichert."

dass seit dem Tode dieses Dichters nur kurze Zeit verflossen war. Da Neidhart nun bald nach 1236 gestorben ist, so dürfte hiernach das Gedicht am Ende der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts entstanden sein. Dazu stimmt, dass von einem lebenden Kaiser, freilich etwas unbestimmt, die Rede ist (411), was doch nur bis 1250, dem Todesjahre Kaiser Friedrichs, möglich war[2]); dass ferner um 1269 die Räubernamen des Gedichtes, Lemberslint und Küefrâz, schon in das Volksleben übergegangen sind.[3]) Dagegen ist für die Gewinnung einer ganz eng begrenzten Zeit der Abfassung nicht zu verwerten, dass bei dem in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts lebenden sogenannten Seifried Helbling und bei dessen etwas jüngerem Zeitgenossen Ottokar, dem Verfasser der Reimchronik, „Kenntnis des Helmbrecht notwendig vorausgesetzt werden muss".[4]) Wohl aber scheinen im Gedichte selbst einige Punkte, die bis jetzt noch gar nicht beachtet sind, bestimmteren Aufschluss zu geben.

Zunächst sei darauf hingewiesen, dass, abgesehen von den durch die zehn Wegelagerer hervorgerufenen Verwirrungen, durchaus friedliche Zeiten, die schon viele Jahre gewährt haben müssen, im Gedichte vorausgesetzt werden. Die Geschichte[5]) kennt während des dreizehnten Jahrhunderts einen solchen Zustand der Ruhe im Innviertel nur für die Jahre 1237—1246. Denn nachdem schon 1235 der Herzog Otto der Erlauchte mit dem Kaiser sich ausgesöhnt hatte, schloss er 1237 auch Frieden mit den Bischöfen von Regensburg, Salzburg und Freising. Dagegen beginnt im Jahre 1246 der Krieg, zunächst mit den benachbarten Bischöfen, von neuem und bringt für lange Zeit Schrecken und Not über die Länder an der Salzach und am Inn. Auch wurde in demselben Jahre von Rom aus Bann und Interdikt über Baiern verhängt und erst 1253, in dem Todesjahre Herzog Ottos, aufgehoben.[6]) So ist auf Grund dieser historischen Zustände die Entstehung des „Meier Helmbrecht", dessen höchst wohlhabende und gesicherte ländliche Verhältnisse unbedingt eine längere Friedenszeit als Voraussetzung erfordern, nur am Ende der Periode von 1237 bis 1246 möglich.

Dazu kommt noch ein zweiter Umstand. Als der alte Helmbrecht seinen Sohn durch wohlgemeinte Ermahnungen von thörichtem Beginnen abzuhalten sucht, erhält er die Antwort: (561 f.):

„Vater, dîner predige
„got mich schiere erledige.
„und ob ûz dir worden waere
„ein rehter predigaere,
„dû braehtest liute wol ein her
„mit dîner predige über mer.

[2]) Selbst der vorsichtige Lambel in seiner trefflichen Ausgabe des Meier Helmbrecht (Pfeiffer, Deutsche Classiker XII), Aufl. II (1883) p. 134 hält diese Erwähnung für verwertbar bei Bestimmung der Abfassungszeit des Gedichtes. [3]) R. Müller a. a. O. [4]) Seifried Helbling, ed. Seemüller (1886) p. XXXII; Keinz a. a. O. p. 1. [5]) cf. Riezler, Gesch. Baierns (1880) B. II. [6]) Die Verwirrungen in Niederbaiern hörten auch nach 1253 nicht auf. So brach schon 1257 Ottokar von Österreich verheerend in das Land ein.

Nach der unglücklichen Schlacht von Gaza im Jahre 1244 überschwemmten die Kreuzprediger des Papstes Innocenz in Scharen die deutschen Länder, ernteten aber meist nur Spott und Hohn.[7]) Sollte unser Dichter in den angeführten Worten nicht auch auf diese resultatlosen Predigten bewusst oder unbewusst hinzielen? Fast jedes seiner Worte schildert die Zustände seiner Tage; sollten da diese sechs Verse allein eine Ausnahme machen?

Denken wir endlich noch daran, dass gerade 1244 auf dem Regensburger Landtage vom Herzog und allen bairischen Bischöfen die bedeutsamsten Bestimmungen über den Landfrieden erlassen wurden[8]), so erscheint es als recht gut möglich, dass hierin ein Dichter, der seine Zeit mit scharfem Blick verfolgte, auch für sich eine Veranlassung sah, mit den Waffen der Dichtkunst gegen die Schäden seiner Zeit und ihre tieferen Gründe zu Felde zu ziehen.

So führt uns direkt und indirekt alles darauf, die Entstehung des „Meier Helmbrecht" kurz vor das Jahr 1246 zu setzen.

Damit wären die Grundlagen gewonnen, welche einer Zusammenstellung der kulturhistorischen Angaben des Gedichtes erst wirklichen Wert zu verleihen imstande sind.

Was nun die Art und Weise dieser Untersuchung selbst betrifft, so muss zunächst stets berücksichtigt werden, dass der Dichter in erster Linie einen satirisch-didaktischen Zweck verfolgt, dass er also, so scharf er das ihn umgebende Leben auch beobachtet hat, dasselbe doch nicht immer ganz unbefangen und ohne Tendenz wiedergegeben haben wird. Dazu zeigt er eine gewisse Neigung, aus dem Schatze seiner eigenen Vorstellungen manches auf die von ihm geschilderten Personen zu übertragen. Doch grössere Schwierigkeiten entstehen hierdurch nicht, nur die Forderung, jede einzelne Schilderung darauf hin genau zu untersuchen.

Schwerer ist es, das in nur 1934 Versen steckende, fast die gesamten ländlichen Verhältnisse streifende Material übersichtlich und glatt zur Darstellung zu bringen. Wenn in dieser Hinsicht manches unvollkommen geblieben ist, so trägt die Sprödigkeit des Stoffes immerhin einige Schuld mit daran.

Die Arbeit[9]) von Inowraclawer „Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenaere, eine Quelle für deutsche Altertumskunde", welche weder übersichtlich, noch erschöpfend, noch durchweg zuverlässig ist, konnte den Verfasser nur ermutigen, dasselbe Thema von neuem zu behandeln, zumal die erklärenden Ausgaben des Gedichtes von Keinz und Lambel inzwischen in zweiter, vielfach verbesserter Ausgabe erschienen sind. Die sonst noch bei der Arbeit benutzten Schriften sind in bezüglichen Anmerkungen[10]) genannt.

---

[7]) cf. Webers Weltgesch. B. VII p. 390. [8]) cf. Riezler a. a. O. p. 168. [9]) Breslauer Gymnasialprogramm von 1882. [10]) Die öfter eingesehenen Übersetzungen des Gedichtes von C. Schröder (Wien 1865), Pannier (Cöthen 1876) und L. Fulda (nr. 289 der Bibl. d. Ges. Litt.) mögen hier angeführt sein. Eine vierte Uebersetzung von Oberbreyer (Reclams Universalbibliothek 1878)

Sehr verlockend zu weiter gehenden Ausführungen waren gleiche oder ähnliche Anschauungen und Zustände in anderen Dichtungen der Zeit. Doch sind dieselben nur dann herangezogen worden, wenn das Verständnis oder die notwendig werdende Beurteilung einer Stelle dies erforderten.

I.

Züge aus dem Bauernleben.

Eine „wahrhaftige deutsche Dorfgeschichte" nennt Franz Pfeiffer in „Forschung und Kritik"[11]) das Gedicht vom Meierssohne Helmbrecht. Und in der That wird in demselben gerade das Bauernleben so frisch und anschaulich dargestellt, wie in keiner zweiten Dichtung des Mittelalters. Deshalb mögen auch diese Schilderungen an erster Stelle herausgehoben sein.

Wie noch heute in Baiern viele Gehöfte inmitten ihrer Felder liegen, einzeln ohne dörflichen Zusammenhang[12]), so ist auch im „Meier Helmbrecht" ein abgeschlossener Hof der Schauplatz fast aller Ereignisse. Nicht als ob derselbe fern von jedem Verkehr läge. Öfter werden in der Nähe lantliute oder gebüren erwähnt[13]), und als der junge Helmbrecht seine Eltern besuchen will, da laufen die Nachbarn um daz botenbröt zu erwerben, al mit einem houfen eiligst ihm voraus[14]) zum Gehöfte des alten Meier.

Dieses ist mit einem Gitter[15]) umgeben, durch welches ein verschliessbares Thor[16]) den Eingang vermittelt. Ob der Zaun das ganze Besitztum des Bauern, Feld, Weide, Wald, umschliessen soll, wie es bei Einzelhöfen jener Zeit meist der Fall war[17]), oder nur die Wirtschaftsgebäude, lässt das Gedicht nicht genau erkennen. Ebenso dürfte auf eine Mehrzahl von Wirtschaftsgebäuden nur indirekt aus dem Vorhandensein eines ziemlich grossen Viehbestandes und aus der Aufzählung landwirtschaftlicher Erzeugnisse geschlossen werden, thatsächlich erwähnt wird nur das Wohnhaus. Die mit einem Riegel versehene Thür[18]) führt in dasselbe. Von vielen Räumlichkeiten ist nicht die Rede; bescheiden, wie sein ganzes Leben, war auch des Bauern

sei hier nur erwähnt als trauriges Beispiel eines schamlosen Plagiats. Eine treffliche Charakteristik dieses Machwerks giebt schon Fulda p. 31: „Von den 1934 Versen, die das Gedicht zählt, sind bei Oberbreyer 1083 mit denen bei Pannier, 167 mit denen bei Schröder völlig gleichlautend. Mehr als die Hälfte der noch übrigen 684 Verse enthält nur ganz geringfügige Änderungen oder Wortverstellungen. Herr Oberbreyer darf also mit einigem Grund am Schluss seiner Einleitung sagen: „auch die früheren Übersetzungen von Schröder und Pannier, namentlich die letztere, welche dem Text getreulich folgt, sind gebührend (sic!) berücksichtigt worden." Es ist in hohem Grade bedauerlich, dass dieses traurige Heldenstück durch die Veröffentlichung in der Universalbibliothek dazu berufen ist, das herrliche Gedicht den weitesten Kreisen su erschliessen. [11]) 1863 I, p. 5. [12]) cf. Inama Sternegg „Haus und Hof zur Zeit Walthers" in: Ztsch. f. deutsche Kulturgesch. 1875 p. 363 ff. [13]) 1771; 1816; 1827. [14]) 703 f. [15]) 648. [16]) 834. [17]) cf. die erwähnte Abhandlung von Inama Sternegg. [18]) 835; 1792.

Haus. Ein grosses Zimmer bildet den wesentlichsten Teil, schmucklos, mit Tisch und Bänken versehen[19]); ein Ofen ergänzt die anspruchslose Ausstattung. Derselbe wird eine backofenförmige Gestalt gehabt haben, denn sein Inneres konnte mehrere Menschen aufnehmen[20]). Um ihn herum spielte sich das Leben der Familie ab; da wohnte und schlief[21]) man, da wurde auch der Gast empfangen. Diesem zu Ehren wurden Polster und Kissen[22]) über die harten Bänke gebreitet. Gewöhnlich lagen dieselben im gadem[23]), einem wahrscheinlich unter dem Dache befindlichen Vorratsraum, welcher neben dem glet, d. h. Keller[24]), und der kuche, unserer Küche[25]), die übrigen Teile des Bauernhauses ausmachte. Die schrîn[26]), grössere Schränke, und die îsenhalt, nach Keinz[27]) kleinere eiserne Kistchen mit festem Schloss, dienten zur Aufbewahrung wertvoller Sachen. Auch Betten sind den Bauern bekannt[28]), doch erfahren wir über sie nichts weiter, als dass dem Gaste statt des unbekannten leinenen Betttuches — lîlachen was da fremde — ein niuwewachen hemde über daz bette dâ er slief gebreitet wurde. Zur Beleuchtung dienen lieht[29]).

Der Wirt[30]), wie der Hausherr genannt wird, der alte Helmbrecht, ist der Typus des damaligen ehrsamen Landmannes, ein Bauer von echtem Schrot und Korn. Wohl bezeichnet er selbst seine Abstammung den höheren Ständen gegenüber als ein wênic laz, er nennt sich einen Mann von swacher art, des swachen mannes kint[31]), doch darf man ihn deshalb durchaus nicht zum Stande der Lassen rechnen. Als persönlich freier Mann bewirtschaftet er seinen Hof, den schon sein Vater[32]) innegehabt und den einst auch sein Sohn übernehmen sollte[33]). Freilich besitzt er das Gut nicht als unumschränktes Eigentum; seine Familie hat dasselbe nur in Erbpacht, es ist ein Meierhof. Als Meier[34]) hat der jedesmalige Inhaber an die Gutsherrschaft alliu jâr das huobegelt und den zehenden zu entrichten, bestimmte Abgaben[35]), welche in Gestalt von Käse und Eiern oder andern Sachen durch einen Knecht ze hove gesandt werden[36]); im übrigen „thront der Meier aber wie ein kleiner Fürst auf seiner Besitzung“[37]).

Der alte Helmbrecht ist ein wohlhabender Mann. Den Streithengst seines Sohnes tauscht er für eine Menge von Loden und Korn, vier gute Kühe, zwei Ochsen und drei Stiere ein und den heimkehrenden Sohn bewirtet er so, dass auch ein herre in hôher acht damit hätte zufrieden sein können[38]). Dem entsprechend kommt es

[19]) 1158; 1617. [20]) 1616. Vergl. auch, was Weinhold D. Fr. II². 90 über die Öfen dieser Zeit sagt. [21]) 856 ff. [22]) 854. [23]) 853. [24]) Anm. zu 1847 bei Lambel und Keinz Aufl. I. [25]) 1548. Sowohl die Schilderung des Hochzeitsmahles als auch die Voraussetzungen für das üppige Abendessen, das dem am Ofen ruhig schlafenden jungen Helmbrecht bereitet wird, schliessen die Annahme, das Wohnzimmer sei zugleich Küche gewesen, aus. [26]) 837; 1400. [27]) Aufl. II, Anm. zu 1205. [28]) 1043 ff; 1319. [29]) 581. [30]) 769. [31]) 495; 500; 491. cf. Schröder, corp. iur. Germ. poeticum in Zachers Z. II (1870), p. 302 f. [32]) 914; cf. Anmerk. 183. [33]) 279 ff; 441 ff; 545 ff. [34]) 21; 25. Vrgl. die ähnliche Stellung des Meiers im „Armer Heinrich“ V. 267 ff. [35]) 255; 780; 1108. Ob der Zehnte an geistliche oder weltliche Herrn zu zahlen war, lässt sich nicht sagen. cf. Grimm R. A. p. 300, 394. [36]) 916 f. [37]) Seeber, die österr. Bauern im 13. Jahrh. in: Histor. Jahrb. d. Görresgesellsch. III (1882), 422. [38]) 390 ff; 864 ff.

auch den Frauen des Hauses gar nicht darauf an, für eine schöne Haube ein stattliches Rind und eine grosse Menge Käse und Eier fortzugeben[39]). Nicht schlechter steht sich des alten Helmbrecht Standesgenosse, der Meier Ruprecht, da er seiner Tochter vil schâfe, swîn und zehen rint zur Aussteuer geben will[40]).

Bei solcher freien, unabhängigen Lage eines Meiers müssen wir es wohl natürlich finden, dass er seinen Stand hoch hält[41]). Mit edlem Stolze weist er seinen Sohn darauf hin, dass der Bauer es sei, durch dessen Hände Arbeit alle Geschöpfe auf Erden, König und edle Frauen nicht ausgenommen, erhalten würden.

„Wan niemen wart sô tiuwer,
„sîn hôchvart waere kleine,
„wan durch daz bou aleine!

heisst es am Schlusse seines Lobliedes auf den Ackerbau.

In diesem Selbstgefühl nimmt er auch der Geistlichkeit gegenüber eine ziemlich freie Stellung ein, wenn er sagt:

„ich gibe keinem pfaffen
„niht wan sîn barez reht![42])

und auf die verarmten Ritter sieht er sogar mit einer gewissen Verachtung herab. Nicht ohne Hohn warnt er seinen Sohn:

„ze hove hâst dû hunger
„und muost dar zuo vil harte ligen
„und aller gnâden sîn verzigen![43])

und an einer anderen Stelle ebenso geringschätzig:

„sun, tuo die hovewîse hin;
„diu ist bitter unde sûr.
„noch gerner bin ich ein gebûr
„danne ein armer hoveman
„der nie huobegelt gewan
„und niuwan z' allen zîten
„ûf den lîp muoz rîten
„den âbent und den morgen
„und muoz dar under sorgen
„swenn' in sîn vînde vâhen,
„stümbeln unde hâhen.[44])

Ja, diese Verachtung steigert sich sogar bis zum Hasse gegen das herabgekommene Rittertum. Einem Junker würde der Meier unter keiner Bedingung bei sich Aufnahme gewähren[45]), er „flucht dem Stande, von dem die ganze Welt Schaden erleide"[46]). Selbst der eigene Sohn wird von ihm mit Hohn über die Schwelle gejagt,

[39]) 117 ff. Ähnliche Beispiele für die Wohlhabenheit des Meiers ziehen sich durch das ganze Gedicht. [40]) 280 ff. [41]) 543—560. [42]) 780 f. [43]) 284 f. [44]) 1104 f. [45]) 791 f. [46]) 523 f.

als er in jammervollstem Zustande nach dem traurigen Ausgange seines Ritterlebens Zuflucht im Elternhause sucht. Wohl hatte der Vater einst den Sohn auch als Knappen aufgenommen, als noch die Hoffnung bestand, ihn wieder für den Pflug zu gewinnen. Doch als der Sohn mit Spott über den bäurischen Vater zurück zu den Rittern gegangen war, da war das Tuch zwischen Vater und Sohn für immer zerschnitten. Ein harter, trotziger, mit Hass gegen die Ritter erfüllter Bauer weist dem blinden, verstümmelten Knappen, der sich einst nannte Slintezgeu[47]), die Thür, der Vater kennt den Sohn nicht mehr, wennschon das Herz ihm zu brechen droht,

„swie im sîn herze krachte,
„er was sîn verch und sîn kint,
„swie er doch stüende vor im blint.[48])

Mag uns auch dieser Zug unerbittlicher Härte zurückstossen und unsere Freundschaft für den alten Meier erheblich herabstimmen[49]), so ist er doch treu dem Leben abgelauscht und trägt wesentlich dazu bei, dem Charakterbilde des alten Helmbrecht mehr als dichterische Berechtigung zu geben. So wie er dachten nach allem, was wir darüber wissen, auch seine Standesgenossen, und deshalb dürfen wir ihn mit vollem Recht als Typus des damaligen freien Bauern auffassen. Jedoch mit einer Einschränkung!

Die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ist für die Entwicklung der ländlichen Verhältnisse in vielen Beziehungen von weitgehender Bedeutung. Nicht nur der Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft macht die grössten Fortschritte[50]), auch in Recht, Sitte, Verhältnis der Stände zu einander gehen mannigfache Veränderungen vor sich. Besonders im Bauernstande gährt es gewaltig. Schon ist derselbe in Hinsicht auf äusseren Besitz den niederen Rittern mindestens ebenbürtig, und nun beginnen die jüngeren Bauern, es auch in ihrem ganzen Leben und Treiben den Rittern gleich zu thun. Die älteren Bauern billigen dieses oft unsinnige Streben über den Stand hinaus zumeist nicht, sie bewahren getreu Brauch und Sitte der Vorfahren, aber oft sind sie zu schwach, der jungen Welt nachdrücklich entgegen zu treten.

In diesem Widerstreite der Jungen und der Alten[51]) steht unser Meier durchaus auf der Seite der letzteren, und so darf er auch nur als Vertreter dieses älteren, ehrsamen, bedächtigen Bauerngeschlechtes, der „guten alten Zeit" betrachtet werden. Ehrfurcht vor den Eltern[52]), Treue, Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit[53]) verlangt er von einem guten Bauern. Beim Pfluge sollte dieser bleiben und nicht über seinen Stand hinaus streben[54]). Zwei Worte müssten die Leitsterne seines Lebens sein, das eine: „bete und arbeite"[55]), das andere aber: „thue recht und scheue niemand."[56]) In schlichter, edler Weise drückt sich diese kernhafte, biedere Gesinnung

[47]) 1745. In ergreifender Schlichtheit sagt der Dichter am Schlusse dieser Scene: „im gap die muoter doch ein brôt in die hant als einem kinde". [48]) 1775 f. [49]) cf. Inowraclawer, a. o. O. p. 6. Hier wird der Vorgang übrigens so dargestellt, als wenn der Vater den Sohn nur wegen seiner Verstümmelungen verstossen hätte. [50]) Riezler, Gesch. Baierns (1880) II, p. 182. [51]) Bei Neidhart und Seifried Helbling werden diese Verhältnisse noch treffender geschildert. [52]) 333, 757. [53]) 253. [54]) 291, 289. [55]) 530 f. [56]) 486 f. 780.

in einem Gespräch des alten Helmbrecht mit seinem Sohne aus[57]): „Nun glaube das," sagt der Vater, „mir gefiele es viel besser, wenn ein Mann recht handelte und dabei treu verharrte. Wäre er auch von niedriger Herkunft, er behagte der Welt doch eher, als von königlichem Geblüt ein Mann, der weder Tugend noch Ehre gewann. Ein rechter Mann von gemeinem Herkommen und ein Edelmann ohne Zucht und Ehre, kommen die beiden in ein Land, wo niemand weiss, wer sie sind, man hält des gemeinen Mannes Kind für den Edelmann, der statt der Ehre nur Schande erkor! Sohn, willst du edel sein, so handle auch edel. Gute Zucht ist sicher eine Krone über allen Adel: dies sei dir als wahr gesagt." Wahrlich, bei solcher Denkweise konnte der redliche Meier mit vollem Recht hoffen, einst „mit grossen Ehren in seine Grube zu kommen."[58])

Völlig anders wird nun in unserem Gedichte das heranwachsende Geschlecht geschildert. Die gesunden Grundsätze der Altvordern, die Notwendigkeit von Zucht und Ordnung bei Hoch und Niedrig werden verlacht. Dagegen ist das ganze Dichten und Trachten darauf gerichtet, den Rittern in allem nachzuäffen. Erreicht wurde freilich mit dieser Erhebung über den Stand sehr wenig. Wenn auch die jungen Bauernburschen bei ritterlicher Tracht und ritterlichem Gebahren glaubten, die höfische Bildung völlig zu beherrschen, immer „kam doch nur eine lächerliche Karikatur zustande."[59]) Sie glaubten schon im Allerheiligsten des Tempels zu sein und waren noch nicht einmal bis zum Vorhofe gelangt.

„Ich trouwe in hovelîchen siten
„immer alsô wol genesen
„sam die ze hove ie sint gewesen.
„swer die hûben waehe,
„ûf mînem houpte saehe,
„der swüer' wol tûsent eide
„für diu werc beide,
„ob ich dir ie gemente
„od phluc in furch gedente[60])

meint übermütig der junge Helmbrecht, der Hauptvertreter der jüngeren Generation. Trotz aller Vorstellungen des Vaters wendet er dem Bauernstande den Rücken, um unter den bewunderten Rittern ein verbrecherisches Leben zu führen.

Würdig steht ihm seine Schwester Gotelinde zur Seite. Stets unterstützt sie die ritterlichen Gelüste des Bruders. Da auch ihr Sinn nach „Höherem"[61]) strebt, folgt sie später gerne den lockenden Worten, das armselige Bauernleben aufzugeben und an der Seite eines Raubgesellen rittermässige Ehren zu geniessen.[62])

Die Mutter scheint die thörichten Anschauungen ihrer Kinder entschieden begünstigt zu haben. Hatte sie doch selbst als junge Frau an heimlichem Verkehr

---

[57]) 487—508. Die Uebersetzung der Stelle nach Seeber p. 424. [58]) 250. [59]) Seeber p. 426. [60]) 300 f. [61]) 1392. [62]) 1355 f.; 1396 f.; 1426 f.

mit höfischen Herren Geschmack gefunden.[63]) Sie war es daher wohl auch, um deretwillen ein edler Ritter beim jungen Helmbrecht Pathenstelle vertreten hatte[64]). So ist es leicht zu begreifen, dass sie ihren Sohn lieber in ritterlicher Tracht als im Bauernkittel sah und ihr eigenes Vermögen, über das sie selbständig verfügen konnte, durchaus nicht schonte, um denselben immer stattlicher herauszuputzen.[65])

Dass bei solchen Verhältnissen der durchaus biedere und verständige aber etwas schwache Vater mit seinen Grundsätzen nicht durchdringen konnte[66]), brauchte wohl selbst ein Dichter des dreizehnten Jahrhunderts nicht noch besonders hervorzuheben.

Wir sind so unmerklich zu dem Familienleben der bäuerlichen Kreise gelangt. Nicht viel anders als in der Weise unserer Tage tritt uns dasselbe, wenigstens in der ersten Hälfte des „Meier Helmbrecht", entgegen.[67]) Der Familienvater ist rechtlich der Herr und Gebieter im Hause. Er verheiratet nach Belieben die Töchter[68]), und auch der Sohn muss, um selbständig zu werden, aus seiner Gewalt entlassen sein[69]). Dass freilich auch wohl oft, wie wir sahen, die Mutter ein Wörtchen mitsprechen mochte, liegt, abgesehen von der bevorrechtigten Stellung der Frau im alten deutschen Recht, ohne Frage in allgemein menschlichen Verhältnissen begründet. Sonst erscheint die Mutter als sorgsam waltende Hausfrau, der die erwachsene Tochter willig zur Hand geht.[70])

Zur Familie, wenigstens im weiteren Sinne, rechnet das Gesinde, dessen Mitglieder in persönlich freier Stellung, als frîman und frîwîp, auf dem Hofe leben.[71]) R. Schröder[72]) hält beide für verheiratet. Während sich dies jedoch aus dem Worte wip bei der Anwendung für dienende Kreise durchaus nicht folgern lässt, spricht die Bezeichnung der angeblichen Frau durch dierne[73]) entschieden dagegen. Auch passen die ihr vom jungen Helmbrecht mitgebrachten Geschenke viel besser für ein Mädchen als für eine verheiratete Frau. Viel wichtiger ist beider Verwandtschaft[74]) mit der Familie des Meiers, ein Umstand, der den altdeutschen Verhältnissen völlig entspricht, auf den aber keiner der vielen Helmbrechtserklärer bisher aufmerksam gemacht hat.

Das gute, natürliche Familienleben, das zumeist im Hause geherrscht zu haben scheint und für welches auch die zahlreichen Wendungen wie lieber vater, vil lieber knabe oder vil liebez kint, sun vil guoter, bruoder mîn geselle sprechen, wird mit greifbarer Anschaulichkeit vom Dichter bei der Heimkehr des verloren geglaubten Sohnes geschildert.[75]) Ein Jahr zuvor hatte er mit den Worten Abschied genommen[76]):

[63]) 1376 f.; 1386 f. [64]) 483; 1379. [65]) 125 f.; 139.; 147 f.; 229 f. Woher die Frauen ihr eigenes Vermögen haben, erfahren wir nicht. Vielleicht ist es bei Gotelinde als Heimsteuer, bei der Mutter ebenso oder als Morgengabe zu erklären. Dass die Frauen damit ausgestattet wurden, sagt ja auch unser Gedicht, V. 280 f.; 1327; 1440; und dass sie als wirkliche Eigentümerinnen selbständig darüber verfügen konnten, führt R. Schröder aus in Gesch. d. ehelichen Güterrechts II. B. I. Abt. p. 44 u. 103. [66]) 633. [67]) Das spätere, unehrerbietige Auftreten der Kinder ist dem Einfluss des Raubrittertums zuzuschreiben, berührt also nicht die echt bäuerlichen Verhältnisse. [68]) 280. [69]) 419; 425. [70]) 442; 453; 845; 851. [71]) 711; 743; 1088; 1727. [72]) Zachers Zeitschrift II p. 302. [73]) 1090. [74]) Vers 717 sagt der junge Helmbrecht zu ihnen: vil liebe susterkindekîn, got lâte iuch immer saelic sîn. [75]) Diese ganze Scene, dann die plötzliche Enttäuschung der Eltern (729), und besonders die mehrtägige Bewirtung des Sohnes, bei der von einer abermaligen Trennung nicht die Rede ist, machen es doch höchst wahrscheinlich, dass das Erscheinen des jungen Helmbrecht als dauernde Heimkehr eines verlorenen Sohnes zunächst aufgefasst wurde. Anders urteilt Inowraclawer p. 7. [76]) 641 f.

„vater, got der hüete dîn
„und ouch der lieben muoter mîn:
„iuwer beider kindelîn
„müezen immer saelic sîn:
„got habe uns alle in sîner pflege.

Nun stürmen die jüngeren Geschwister auf ihn ein[77]), Gotelinde drückt ihn in ihre Arme[78]), und zuletzt begrüssen ihn immer und immer wieder Vater und Mutter; si enphiengen in beide âne zal[79]), nachdem sie schon vorher bei der Kunde von seiner Ankunft vor Freude gesprungen hatten[80]).

Die Mahlzeit, die darauf angerichtet wird, macht uns vortrefflich mit den ländlichen Tafelfreuden vertraut[81]). Gemüse mit Beilage derben Fleisches bildet den ersten Gang, Suppe scheint nicht bekannt gewesen zu sein. Dann folgt „ein veizter kaese, der was mar." Nach diesem Mittelgericht wird eine fette Gans aufgetragen, wie alles Fleisch sorgsam am Spiesse gebraten. Ein ebenso zubereitetes und ein gesottenes Huhn machen den Beschluss der ausdrücklich genannten Speisen. Zu den ausserdem noch angedeuteten[82]) müssen auf Grund anderer Stellen des Gedichtes[83]) wohl brôt von wizen semeln und kraphen, ein feines Gebäck, gehört haben. Hätten Fische, die als grösste Delikatesse galten, auf der Speisekarte gestanden, so wäre sicher davon Erwähnung gethan[84]).

Doch nur ausnahmsweise[85]) trug der bäuerliche Tisch solche Leckerbissen, die auch ein „herre" nicht verschmäht hätte[86]). Gewöhnlich sah derselbe von all den schönen Sachen nur das als Eingangsgericht erwähnte Gemüse mit Fleisch, krût genannt. Als Hauptnahrung diente dagegen im alltäglichen Leben gîslitze, guter Haferbrei[87]), der bei armen Leuten nur mit Wasser gekocht wurde[88]). Dazu ass man Brot, das auch meist aus Hafer, selten aus Roggen bereitet wurde[89]). Abwechslung gewährte eine Speise, welche Ôsterrîche clamirre genannt wird, eine Art Kuchen, der nach Keinz[90]) aus zwei über einander gelegten Semmelschnitten bestand, zwischen welchen sich Kalbshirn oder gekochte Zwetschen befanden, und der in Schmalz gebacken wurde. Seinen Durst löschte der Bauer mit Wasser und Bier, der Wein fehlt selbst bei den festlichsten Gelegenheiten[91]).

Neben den Spiessen dienen auch Pfannen[92]) zum Zubereiten des Fleisches. In Schüsseln[93]) kommen die Speisen auf den Tisch, wo Löffel und Taschenmesser[94]) ihrer harren. Das Bier wird aus Bechern getrunken[95]).

---

[77]) 723. [78]) 720. [79]) 725. [80]) 706. [81]) 862 f. [82]) 887. [83]) 478; 1143. Doch brôt und kraphen zugleich zu essen, galt als unschicklich. [84]) 462; 783; 1606. [85]) 888. [86]) 884. [87]) 454; 473. cf. Anmerkungen bei Lambel und Keinz 1. Aufl. zu 473. [88]) 1241. [89]) 479; 461. [90]) Anmerk. zu 445. Diese „Ôsterrîche clamirre" hat man als Hauptgrund angeführt für den österreichischen Ursprung unseres Gedichtes. Ganz mit Unrecht. In keinem Lande wird ein echt heimisches Gericht mit dem Adjectivnamen dieses Landes verbunden werden. So wird kein Pommer von „pommerschen Gänsebrüsten", kein Schweizer von „Schweizerkäse" in seiner Heimat reden. [91]) 443; 472; 1167; 1401; 891. Dass die Bauern keinen Wein trinken, wird auch in dem gleichzeitigen „Weinschwelg" ed. Lucae Halle 1886, Vers 186 f. ausgeführt. [92]) 1398. [93]) 1554. [94]) 671; 163. [95]) 1166; 1555.

Vor dem Essen wusch man sich die Hände[96]). Dass auch der damalige Bauernmagen mit kleinen Portionen sich nicht gern befasste, darf uns bei Berücksichtigung ähnlicher Verhältnisse aus unseren Tagen nicht auffallen; selbst für das Weiterschnallen der Gürtel[97]) nach stärkeren Leistungen würden lebendige Beweise aus dem heutigen Bauernleben nicht schwer zu finden sein.

Bevor wir nun alle die Punkte, welche uns in unserem Gedichte Aufschluss über die bäuerliche Tracht jener Zeiten geben, zusammenstellen, sei doch darauf hingewiesen, dass auf diesem Gebiete genaue gesetzliche Vorschriften dem Emporstreben der Bauern Schranken setzen wollten[98]). Die Haare sollten bis an die Ohren gestutzt sein, nur einfache, grobe Kleider und rindslederne Schuhe waren gestattet, an das Tragen von Waffen war gar nicht zu denken. Doch schon ein Blick in die Gedichte Neidharts oder des sogenannten Seifried Helbling genügt[99]), um zu zeigen, wie wenig diese rechtlichen Bestimmungen den thatsächlichen Verhältnissen entsprachen.

Auch der „Meier Helmbrecht" liefert dafür den trefflichsten Beweis. Wohl wird die alte, einfache Bauernkleidung aus selbstgewebtem Lodenzeug[100]) noch erwähnt. Das einfache Hemde und die darüber getragene bruoch, eine kurze, etwa bis an das Knie reichende, durch einen Gürtel festgehaltene Hose, ausserdem derbe Riemenschuhe, bilden die Hauptteile[101]). Rock und Mantel kommen je nach Bedürfnis dazu[102]). Doch diese schlichte Tracht der Väter genügte den reich gewordenen Bauernsöhnen nicht mehr, hier war die beste Gelegenheit, es den beneideten Rittern gleichzuthun. Der junge Helmbrecht trägt daher nur Leinwand, die so fein ist, dass „sieben Weber darüber von der Arbeit weggelaufen waren"[103]). Sein schönes, purpurfarbiges, mit weissem Widderspelze gefüttertes und besetztes Gewand war eigens vom Schneider gefertigt[104]). Dennoch wäre es für ihn „höchst schimpflich" gewesen, wenn er nicht noch einen zweiten prächtigen Anzug besessen hätte[105]). Aus blauem Tuche war das Obergewand[106]) desselben und hinten mit rotgoldenen, vorne mit silbernen Knöpfen besetzt; drei Krystalle dienten zum Verschlusse des Busens, und der sonst noch frei Brustraum glitzerte von weiteren vielfarbigen, kleineren Knöpfchen. Dort, wo die Aermel anstiessen, erklangen bei jedem Tritte viele Schellen; am Halse aber bildete den Abschluss ein Kragen, daz gollier genannt. Das Vers 149 erwähnte Kettenwams muss wohl unter diesem Prachtkleide getragen worden sein. Den Leib umspannte der mit einer Schnalle zusammengehaltene Gürtel[107]). Daran wurden breite

[96]) 784; 861. [97]) 1120; 1152. cf. Lambel. Anmerk. zu 1152. Uebrigens kann das Tadeln dieser Sitte nur für höfische Kreise gelten. [98]) Vergl. die Ausführungen bei Schultz, d. höf. Leben I. p. 239 f.; Rudloff Untersuchungen zu Meier Helmbrecht (Diss. Rost. 1879) p. 9 f.; Duwe, Volksleben in Neidharts Liedern (Diss. Rost. 1882) p. 45. [99]) Vergl. Duwe. p. 41 f.; Schultz p. 241 f.; Seeber p. 426 f. [100]) 390. cf. Weinhold D. Fr. II[2] 244. [101]) 710; 179; 1121; 1081. cf. Schultz I p. 217, 239. [102]) 596; 673. An Feiertagen hielt man etwas auf die Kleidung, vers. 1159. [103]) 133. [104]) 140 f. [105]) 152; 159. [106]) 169—215; 265. Seeber p. 429 und Inowraclawer p. 13 schliessen aus Vers 211 noch auf ein Mieder. Doch ist dies neue Kleidungsstück hier gar nicht unterzubringen, und deshalb Lambels Erklärung von muoder: „der die Brust bedeckende Teil des Wamses" entschieden die allein richtige. [107]) 179; 1121; 186; 1123.

Taschen, aber auch Messer und Schwert befestigt[108]). Die Beine steckten in enganliegenden Hosen, die Füsse in Schuhen aus Corduan-Leder, welche spargolzen[109]) hiessen. Doch alles dies wurde völlig verdunkelt durch die prachtvolle Haube, welche das bis auf die Achseln herabhängende blonde Lockenhaar bedeckte und welche auf seidenem Grunde die schönsten Stickereien aufwies[110]). Freilich bei „rechten Hofleuten“[111]) fand trotz all seiner Pracht solch ein Bauernstutzer nur Spott und Hohn, seine Dorfschönen dagegen richteten beim Tanze gar minnigliche Blicke auf ihn[112]).

Ueber die weibliche Tracht ist wenig zu sagen. Das leinene Hemde, hier pheit genannt[113]), kurze Röckchen[114]) und der Mantel[115]) bilden die wesentlichsten Teile derselben. Neben dem Mantel wird stets die „kürsen“ erwähnt, ein Pelzgewand, das zur gewöhnlichen Winterkleidung gehört haben muss, während ein Fuchspelz schon so kostbar ist, dass ihn der junge Helmbrecht seiner Mutter zum Geschenke auswählt. Als Kopfbedeckung für die Bauerntöchter lernen wir sîdin gebinde und rîsen, d. h. Schleier kennen, für die Mägde genügte ein houbettuoch[116]). Auch Schmuckgegenstände sind für beide verschieden. Letztere freuen sich schon über rote Bänder, erstere halten sich durchaus nicht zu schlecht für einen mit Gold und Silber wohlbeschlagenen Gürtel[117]), wie ihn die edlen Frauen zu tragen pflegten. Im ganzen ist aber die Tracht der Burschen, wie es ja auch nach dem Plane des Gedichtes sein muss, ungleich prächtiger, und es klingt ganz natürlich, dass der junge Helmbrecht seinem „lieben Vater“ erklärt, seine blonden Locken und kostbaren Kleider vertrügen sich mit den Pflichten der Landwirtschaft ganz und gar nicht[118]).

---

[108]) 149; 153. Schultz sagt p. 243 Anm. 9 zu dieser Stelle: Der Vers bedarf gar keiner künstlichen Interpretation (Lambel zu 153): Helmbrecht trägt eben am Gürtel Messer und Tasche. [109]) Nach Lambels völlig überzeugender Beweisführung, Anm. zu 223, sind diese spargolzen weder Hosenträger (Inowraclawer) noch Geltgurt (Keinz), sondern einzig und allein feine Schuhe. [110]) cf. Rudloff p. 16. Keinz hält auch in seiner zweiten Auflage des Gedichts (1887) die Möglichkeit der geschilderten Haube aufrecht, obgleich niemand das ungeheure Material, das auf den Haubenflächen gestickt erwähnt ist, dort wirklich wird unterbringen können. Der Dichter lässt übrigens in seinen eigenen Worten erkennen, dass er selbst seine Haube für nicht recht wahrscheinlich hält. Sieben Mal beteuert er (9, 30, 31, 60, 74, 89, 1892 f.) bei ihrer Beschreibung die Wahrheit seiner Worte, während er sonst im ganzen Gedicht nur noch an fünf Stellen ähnliche Wendungen gebraucht (174, 208, 683, 1093, 1676). Dass nur dichterische Rücksichten die Haube, so wie sie da ist, schufen, geht endlich überzeugend aus ihrem plötzlichen Wiedererscheinen am Ende der Dichtung hervor. Nur weil sie aus dichterischen Gründen hier gut passte, musste sie vom gewinnsüchtigen Schergen verschmäht und ein ganzes Jahr von dem elenden Krüppel getragen werden! Trotzdem ist dieselbe kulturhistorisch wertvoll, weil sie einmal beweist, dass man wirklich auf Hauben grossen Werth legte, und weil sie zweitens zeigt, welche Sagenkreise einem verständigen Dichter jener Zeit nahe lagen. [111]) 296; 342. [112]) 204 f.; 216. Ähnlich Neidhart, ed. Haupt 51, 37: daz sol jungen mägden an dem tanze wol behagen. [113]) 677; 1285. [114]) 677; 1337. [115]) 679; 1285. [116]) 1075; 1336; 1088. [117]) 1088; 1077. cf. Schultz I 205. Die 1345 bis 1349 erwähnten kostbaren Stoffe haben für die Bauerntracht gar keine Bedeutung; ihre Benennungen sind: fritschâl, brûnât, vehe veder, scharlât, swarzer zobel. [118]) 271 f.

Da war zunächst das Aufladen des Düngers auf den Wagen[119]) keine angenehme Arbeit. Ferner hatte das Pflügen seine Schwierigkeiten. Es erforderte zwei Männer, den einen zum Antreiben des Zugviehes (menen), den anderen zum Führen des Pfluges, den pfluoc haben oder in furch denen[120]). Nach dem Gebrauch der Egge[121]) wurde das Korn gesäet, meist Hafer, zuweilen auch Roggen[122]). Mit der Sense (segense), die an dem im kumpf aufbewahrten Wetzstein geschärft wurde, mähte der mâder dann das reife Getreide ab, welches endlich ûf dem tenne mit drischelen ausgedroschen und in Säcke gethan wurde[123]). Zu all dieser Mühe kamen manche Plagen, die den Erfolg der bäuerlichen Arbeit wohl verringern konnten. Neben den Krähen waren besonders die Rosse übermütig darüberhinsprengender Ritter den Saaten gefährlich[124]). Daher mussten die Bauern eifrig darauf bedacht sein, ihre Besitzungen mit starken Zäunen[125]) zu umgeben, und schon früh morgens finden wir sie mit Beilen und Hacken im Walde beschäftigt, Holz zu spalten.

Doch dies machte nur die eine Seite der bäuerlichen Thätigkeit aus, eifrig wurde auch die Viehzucht betrieben. Vor allem finden wir Rinder in grosser Zahl auf den Meierhöfen; das Fortgeben von zehn, oder in einem anderen Falle von neun Stück dieser Tiere geschieht mit einer gewissen Leichtigkeit[126]). Drei Jahre rechnet man für das Aufziehen eines guten Rindes; die Ochsen wurden dann unter das Joch gespannt und mit Namen bezeichnet[127]). Auf Pferde gab man nicht viel; die selbst gezogenen Gäule[128]) wurden nur vor dem Wagen benutzt, ein Reitpferd war selten und musste teuer bezahlt werden. Dagegen standen Schafe und Schweine in Geltung, weniger die Ziegen[129]). Ueberall griffen die Knechte und die zu diesen gezählten ledigen Söhne tüchtig mit an[130]); aber auch die Frauen mussten helfen, auf dem Felde die Erdschollen zu zerschlagen, Rüben zu graben und abends im Holze die verlaufenen Kälber zu suchen[131]). Doch ihre Hauptthätigkeit lag, wie wir schon sahen, im Hause selbst. Hier herrschten sie über Hühner und Gänse[132]), machten den Flachs zum Spinnen zurecht und verwebten denselben auch wohl zu dem Lodenzeug, das als Tauschmittel für fremde Sachen benutzt wurde[133]).

Als letzter Gehülfe des Bauern sei der Hund wenigstens genannt[134]).

Die Erzeugnisse seines Gutes verbrauchte der Bauer zum Teil selbst, zum Teil aber benutzte er sie zum Erwerbe anderer Dinge. Meist wird solch ein Handel durch einfachen Tausch bewerkstelligt, wie die Geschichte der Haube oder der berühmte Pferdekauf zeigen. Dabei kommt auf den Bauer stets eine solche Menge ländlicher Zahlmittel, dass wir annehmen müssen, diese Produkte waren entweder recht billig,

---

[119]) 267. [120]) 307 f.; 247 f. [121]) 515. [122]) 270; 461. [123]) 1057 f.; 316 f.; 264. [124]) 1230; 1132; 1139. [125]) 318; 322; 1063; 1827 f. [126]) 282; 395 f. [127]) 376; 269; 825 f. [128]) 376. Da zum Pfluge Ochsen gehören, so bleiben für die 1157 erwähnten Wagen nur Pferde übrig. [129]) 282; 1136; 674. [130]) 614; 761; 817; 1727; 1792. [131]) 1359; 1361; 1391. [132]) 221; 874; 1268. [133]) 1360; 390. D. Fr. II, 244. [134]) 1564.

oder der gute Bauer wurde tüchtig „über das Ohr gehauen“[135]). Wenigstens würde heute kein Mensch für ein Pferd neun gute Rinder und ausserdem eine Menge Zeug und Korn dahingeben.

Der Dichter schätzt alles das auf zehn Pfund. Da nun damals noch in Baiern das altbairische Münzsystem herrschte[136]), wonach das Pfund aus 240 Pfennigen bestand und etwa 35 Mark jetzigen Geldes entsprach, so können wir uns wenigstens annähernd den Wert eines Rindes berechnen.

Auch die Vers 1334 erwähnten kriuzer ergeben ein annehmbares Resultat. Wenn wir nämlich nach den Zusammenstellungen von Keinz 120 Kreuzer gleich 4 Mark Reichswährung setzen, so würde eine Elle[137]) feiner Leinwand 50 Pfennige heutigen Geldes gekostet haben. Die zweimal im Gedichte vorkommenden[138]) Pfennige gestatten keinen weiteren Schluss. Halten wir mit all diesem noch die Angaben zusammen, dass auch die Raubritter ihre Bedürfnisse mit Beutestücken „kauften“[139]), so kann unser Gedicht als ein anschaulicher Belag gelten für den schon oben hervorgehobenen Uebergang von der Natural- zur Geldwirtschaft im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts.

Mit wem die Bauern bei der Verwertung ihrer Erzeugnisse zu thun hatten, lassen folgende Namen wenigstens einigermassen erkennen: krâmer, snîdaere, smit, webaere, wirt, litgebinne (Schenkin), spilliute, videlaere[140]). Sonst sind ihnen, abgesehen von den Rittern, nach dem Gedichte noch bekannt: keiser, künic, herzoge, herzoginne, bischof, pfaffe, predigaere, nunne, rihter, scherge und endlich sogar zwei schuolmeister[141]). Freilich unterrichteten diese nur in den Geheimnissen der edlen Raubritterkunst, um ihre friedlicher gesinnten Kollegen müssen sich die damaligen Bauern wenig gekümmert haben. So erscheinen die vielfachen Bezeichnungen für den jungen Helmbrecht wie tumber kneht oder gotes tumbe, d. h. erzdumm, obwohl zunächst aus dichterischen Motiven hervorgegangen, nicht ganz ungerechtfertigt, wenn wir die selbstgefälligen aber ehrlich gemeinten Worte des Bauern berücksichtigen, als er nach einjähriger Abwesenheit die Namen der vier Ochsen angeben soll, mit denen er doch täglich zu thun gehabt hatte:

„ez kumt von mîner kerge (Klugheit),
„daz ich sie kann genennen (829).

Nach dieser Probe seines Verstandes bekommt man doch eigene Gedanken, wenn er ein ander Mal (480) sagt: „man liset ze Rôme an der phat.“ Was hat ein Mensch mit dem römischen Recht zu schaffen, der darüber seine Freude gar nicht verbergen kann, ein Jahr lang vier ganz gewöhnliche Ochsennamen behalten zu haben!

---

[135]) 400 f. [136]) Keinz, II. Aufl. zu V. 399; Riezler, Gesch. Baierns, II, p. 182. [137]) Die Elle dürfte wie der V. 390 genannte sturz etwa 2 Fuss Länge gehabt haben. Vrgl. d. bez. Erkl. von Keinz. Inowraclawer p. 8 schliesst mit Unrecht aus der Lieferung von Käse und Eiern an eine Ritterburg (917) auf eine Gegenleistung in Geld; es ist hierin viel wahrscheinlicher eine feste Abgabe zu sehen. [138]) 355; 1884. [139]) 444; 450. [140]) 1074; 142; 1065; 137; 998; 1002; 1609; 103. [141]) 411; 556; 414; 1218; 1148; 742; 564; 109; 1613; 1642; 1190.

Sicher hat der Dichter hier seine eigenen Kenntnisse auf die Bauern übertragen, genau so, wie in der Begrüssungsscene[142]), in welcher selbst die Frauen mit der grössten Leichtigkeit böhmische, wendische, französische, lateinische, sächsische und niederländische Worte unterscheiden. Die bei Schilderung der Haube erwähnten Sagenkreise vom Kriege gegen Troja, von König Artus, Roland und Dietrich von Bern samt den dabei vorkommenden geographischen Namen wie Provence, Arelat und Galizien unterliegen selbstverständlich derselben Beurteilung. Dagegen sind Hohenstein, Haldenberc, Wankhusen sowie der benachbarte Spehthart ebenso selbstverständlich auch den Bauern bekannt gewesen[143]).

Damit verlassen wir diese Verhältnisse, um später, bei Betrachtung der sittlichen Zustände der Zeit, abschliessend noch einmal darauf zurückzugreifen.

II.

Züge aus dem Ritterleben.

Voll und ganz wusste, wie wir sahen, der alte Meier die Bedeutung des Bauern selbst für Kaiser und König zu würdigen, mit wahrhaft Freidankschem Geiste stellte er andererseits den Adel der Gesinnung weit über edle Geburt, und trotzdem tritt auch in seinen Worten der Ritterstand als etwas hoch über den Bauern Schwebendes hervor. Dem herren in höher aht oder dem herren schlechtweg, dem wol gebornen hoveman[144]) gesteht er, obschon ihm der ganze Stand in der Seele zuwider ist, alle Vorrechte als etwas ganz Selbstverständliches zu. Die besten bäuerlichen Festspeisen sind ihm gerade angemessen, ja, dem rehten hoveman wird selbst Raub und Plünderung des Landmannes durch die Finger gesehen[145]). Freilich, die jungen Leute dachten hierin schon anders; auch in ihren Augen war der Ritterstand etwas Höheres, aber kein in weiter Ferne schwebendes, sondern ein wohl erreichbares Ideal.

Die Ritter trugen an dieser geringeren Schätzung selbst die Schuld. Ihre Anschauungen von hövischeit und hovewîse hatten sich in der letzten Zeit vielfach geändert:

„die alten turnei sint verslagen,
„und sint die niuwen für getragen[146]).

Doch waren diese neuen Bräuche nicht bessere geworden. Zuchtlosigkeit, Arglist, Lug und Trug galten nicht nur für erlaubt sondern sogar für weise und brachten

[142]) 711—748. [143]) 192; 897; 37. Ebenso dürften Österreich (445), Rom (480), die als besonders wild bezeichneten Sachsen (422) oder die als ungetreu geltenden Russen (? 1809) wenigstens dem Namen nach den Bauern bekannt gewesen sein. Inowraclawer schliesst sonderbarer Weise ohne Unterschied aus sämtlichen im Gedichte vorkommenden Eigennamen auf die betreffenden Kenntnisse für unsere Bauern. Nach den auf der Haube erwähnten Stickereien lässt er sie daher mit Herbort von Fritzlar oder Rudolf v. Ems, Heinrich von Veldecke, dem Pfaffen Konrad und noch anderen bekannt sein, trotzdem er die Wahrscheinlichkeit der Haube selbst mit den Worten „credat Judaeus Apella“ stark bezweifelt (p. 13). In der That — credat Judaeus Apella! [144]) 884; 864; 296; 339. [145]) 345 f. [146]) 1023.

Ehre und Gewinn Männern wie Frauen[147]). Wer noch auf alte Sitte und Ehrbarkeit hielt, wurde gemieden[148]). Möglichst viel Wein zu vertilgen galt als ruhmvoll. Die Burgen widerhallten von den Rufen:

„trinkâ, herre, trinkâ, trinc!
„trinc daz ûz, sô trinke ich daz! [149])

und die Schenken von dem Gesange:

„vil süeze lîtgebinne (Schenkin),
„ir sult füllen uns den maser (Krug).
„ein affe unde eine narre was er (war der),
„der ie gesente sînen lîp (sich härmte)
„für guoten wîn umbe ein wîp[150]).

Schwert und Lanze feierten nicht, doch den alten Schlachtruf:

„heyâ, ritter, wis êt frô!"

liess niemand mehr erschallen, wohl aber hiess es jetzt:

„jagâ, ritter, jagâ jac!
„stichâ stich! slahâ slach!
„stümbel den der ê gesach; [151])
„slach mir dem abe den fuoz;
„tuo mir disem der hende buoz:
„dû solt mir disen hâhen,
„und enen rîchen vâhen,
„der gît uns wol hundert phunt.

Die entsetzliche Roheit, welche in diesen Worten sich ausspricht, wird jedoch durch das Treiben der entartetsten Glieder der Ritterschaft, durch die eigentlichen Raubritter, noch überboten. Unser Gedicht führt uns zehn solcher Gesellen vor Augen. Sie stehen im Dienste eines streitsüchtigen Burgherren[152]), der wegen seiner Fehden furchtlose Leute gebrauchte, ihnen aber sonst die schamloseste Wegelagerei gestattete. Nichts ist vor ihnen sicher. Die Rinder werden aus den Ställen fortgeführt, kein Schloss schützt Keller und Kisten, nicht das Geringste entgeht den diebischen Händen.[153]) Vor allem hatten die Bauern durch diese Wüteriche entsetzlich zu leiden. Nicht nur zog man ihnen das Hemd vom Leibe[154]), ihre Kinder sogar wurden nackend in den Schnee geworfen, ihre Töchter geschändet und sie selbst an den Haaren durch die Hecken geschleift, verstümmelt, in den Rauch gehängt, gebunden in einen Ameisenhaufen gelegt oder an den Füssen aufgeknüpft[155]). Kein Stand, kein Geschlecht, keine Verwandtschaft gewährte Schutz[156]); von Wegen und Strassen wurde auf Rossen und Wagen spät und früh die Beute davongeführt, verteilt und in Schlupfwinkeln ver-

[147]) 1007; 924; 975 f. [148]) 1015. [149]) 986. [150]) 1002 f. [151]) 1030. D. h. Verstümmle jeden der Augen hat. Gemäss den früheren Ausführungen hätte der 1036 erwähnte Reiche etwa 3500 Mark Lösegeld zahlen müssen. [152]) 654. ff. Vrgl. Rudloff p. 34 und 35. [153]) 1176; 1847; 1205; 662. [154]) 670 f.; 1252. [155]) 1853 f.; 1865; 372; 1243. [156]) 1070; 1074; 1464; 1196 f.

borgen, wenn sie nicht schon vorher zu Spottpreisen verschleudert und im Wirtshause verjubelt war[157]). Mit seltsamen Vorwänden[158]) von Verletzung ihres ritterlichen Ehrgefühls und ritterlicher Sitte suchen die sauberen Kumpane[159]) noch ihre Schandthaten zu beschönigen; doch ernst sind diese Gründe ebenso wenig gemeint, als wenn der junge Helmbrecht seine Genossen frume knaben nennt, die gar nichts Böses thäten, indem sie fremdes Gut raubten[160]). Unter sich sprechen sie denn auch ganz anders. Sie verhehlen sich nicht, dass, wenn sie gefangen werden, der Galgen und ein Grab am Kreuzwege ihrer harren[161]), und halten es noch für ein Glück, dann mit der Blendung wegzukommen[162]).

Gegenüber diesem entsetzlich wüsten Hofleben klingt die Schilderung des alten Meiers von der Ritterweise in seinen jungen Jahren wie ein schönes Märchen aus alten guten Zeiten. Da ging es auf den Burgen ritterlich und fröhlich her, niedere Gesinnung und That, Zuchtlosigkeit und Falschheit fanden keine Stätte[163]). In mannhaften Kampfspielen zeigten vor edlen Frauen die Ritter ihre Kunst uud Kraft[164]), oder sie schossen auch wohl mit dem Bogen nach dem Ziele[165]). Ein ander Mal ging es hinaus in Wald und Feld, wo auf dem Anstand oder in wilder Pirschjagd die Beute erlegt wurde[166]). In freien Stunden widmeten die Ritter sich dagegen den Frauen. Dann wurde unter heiterem Gesange zum Tanze angetreten, ein Spielmann begann eine Weise, und Tänzer und Tänzerinnen bewegten sich, meist Hand in Hand, in zierlichen Stellungen durcheinander[167]). Nach Beendigung dieses Vergnügens fand sich zuweilen auch wohl ein Ritter, der durch das Vorlesen schöner Dichtungen wie der Geschichte vom Herzog Ernst neue Freuden schuf[168]). Armut gereichte keinem zum Nachteil, wer einmal zur höfischen Gesellschaft gehörte, wurde auch als vollberechtigtes Mitglied derselben geehrt.

In dieser Gestalt hatte der alte Helmbrecht das Ritterleben kennen gelernt, als er noch als Knecht seines Vater Käse und Eier zu Hofe brachte. Deshalb musste sich bei ihm die Anschauung von einem gewaltigen Abstand zwischen Rittern und Bauern bilden, ein Gefühl, das er in seiner echt konservativen Gesinnung nie verlor. Und so wie er werden auch seine Zeitgenossen gedacht haben; aus alter Gewohnheit sahen sie immer noch zum Ritterstand als solchem mit Ehrfurcht empor, wenn sie auch gegen viele entartete Glieder desselben Spott und selbst Hass nicht verbargen.

---

[157]) 1919; 1475; 688; 1350; 384; 444; 449 f. [158]) 1129—1171. Da hätte jemand zu kraphen Brot gegessen, ein anderer hätte bei Tische den Gürtel weiter geschnallt, ein dritter hätte den Schaum von seinem Becher geblasen: alles dies müsse ein Ritter blutig rächen. [159]) 1215. [160]) 1275. [161]) 1112 f.; 1302 f. [162]) 1313 f. [163]) 921 f. 969 f. [164]) 925—935. [165]) 960. [166]) 885 f.; 963. [167]) 92—103, 940—954. Vergl. über Tanz Schröders Abhandlung „Höfische Dorfpoesie des deutsch. Mittelalters" in Gosches Jahrb. für Litt. Gesch. I 1865. [168]) 954 f. Im Allgemeinen ist einem Ritter dieser Zeit Kenntnis des Lesens nicht zuzutrauen. Allein auch Lachmann, Kl. Schr. I 471, schliesst aus obiger Stelle, dass sich Ritter finden konnten, die bei Hofe selbst Geschichten vorlasen. Inowraclawer lässt seiner Phantasie doch allzu sehr die Zügel schiessen, wenn er p. 16 folgende Darstellung giebt: „Auch der Dichter darf (!) bei solchen Festlichkeiten (!) nicht fehlen, er trägt der vom Tanze ermüdeten (!!)

III.

Züge aus dem gesamten Volksleben.

Rechtsaltertümer.

„Von der Poesie im Recht“ hat Jakob Grimm einen seiner bekanntesten kleineren Aufsätze überschrieben. Auch die Umkehrung „Vom Recht in der Poesie“ wäre ein dankbares Thema, dankbar nicht nur wegen des schier unerschöpflichen Quellenmaterials, sondern noch mehr dadurch, dass diese Quellen „nicht kalte Gesetzesbuchstaben enthalten, sondern uns warm und frisch in das Rechtsleben des Mittelalters einführen.“[169])

Das Gedicht vom Meierssohne Helmbrecht steht auch auf diesem Gebiete mit in der ersten Reihe. Seine Schilderungen der ländlichen Gerichtsverhältnisse Niederbaierns, die zunächst hervorgehoben seien, atmen in jeder Zeile Wahrheit und lebendige Anschaulichkeit.

Der Dichter führt uns auf das Hochzeitsfest der Gotelinde. Ihr Gemahl und seine neun Spiessgesellen lassen es sich bei den zusammengeraubten Speisen und Getränken wohl sein. Da erscheint der Richter mit dem Schergen und drei Knechten und überwältigt ohne Mühe sämtliche zehn Verbrecher. Denn selbst der Dichter meint:[170])

„daz sage ich iu für wâre,
„ein rehter diep, swie küene er sî,
„slüege er eines tages drî,
„daz er sich vor dem schergen
„nimmer mac erwergen.

Die gebundenen Räuber werden nun mit den Häuten der eben erst beim Hochzeitsmahle verzehrten gestohlenen Rinder auf dem Rücken zum Gerichte geführt. Durch die frischen Häute war ihre Schuld erwiesen, sie wurden daher wie auf handhafter That ergriffene Verbrecher behandelt. Ein umständliches Verfahren mit vürsprechen, d. h. Verteidigern, die ihnen hätten ir leben lengen können, war überflüssig; die Räuber wurden dem Schergen übergeben, welcher neun sofort aufhing, aber einen leben liess, denn der war sîn zehende und sîn reht.

Gesellschaft sein (!) neuestes (!!) Gedicht vor.“ Kurz vorher führt er sogar aus, dass auch Bauern Turniere geübt hätten, wahrscheinlich hat ihn zu dieser Entdeckung trotz der Verse 928 f. das Wörtchen „selten“ (937) verleitet. Wenn er aber „diesen belustigenden Hinweis“ den Dichter selbst machen lässt, so muss der gute Wernher hiergegen energisch in Schutz genommen werden. Auch lesen wir dicht daneben, dass „die Ehe hochheilig“ war, dass man „ohne Furcht der Minne pflegen“ konnte, dass „grosse Treibjagden“ abgehalten wurden, dass die Ritter neben dem allein erwähnten buhurdiern auch „im tjost gestritten“ und dass „die Frauen von Balkonen oder Tribünen zugesehen und den Tapferen Beifall und Gunstbezeugungen gespendet“ hätten. Im „Meier Helmbrecht“ stehen freilich all diese an und für sich ja meist richtigen Dinge nicht, wohl aber auf einer halben Seite bei Inowraclawer. [169]) R. Schröder, Beiträge z. Kunde d. deutsch. Rechts aus deutschen Dichtern. Haupts. Z. (1867) XIII p. 139. [170]) 1622 f.

R. Schröder[171]) meint, es sei eigentümlich, dass der Scherge von seinem in ganz Deutschland anerkannten Rechte, diesen Zehnten gegen ein Lösegeld frei zu geben, nicht Gebrauch gemacht, sondern dass er an ihm gerade einen Akt besonderer Rache geübt hätte. Die Gründe hierzu lässt jedoch der Dichter deutlich genug erkennen. Er schildert ja garnicht als reiner Berichterstatter mit historischer Treue einen thatsächlich vorgekommenen, einzelnen Fall, sondern er bringt mit deutlich hervortretender Tendenz ein nach den Zeitverhältnissen vollständig mögliches, vielleicht in Teilen auch wirkliches Ereignis in echt dichterischer Weise zur Darstellung. Daher sind es auch hier wieder dichterische Gründe, nach denen der Scherge seinen „Zehnten", selbstverständlich den jungen Helmbrecht, so hart mit Verstümmelung und Blendung strafen musste.

Neben dem Schergen erscheint dreimal[172]) der Richter. Er ist in unserem Gedichte als selbständige Persönlichkeit zu denken, obgleich bei oberflächlicher Betrachtung eine Identifizierung mit dem Schergen nahe liegen könnte[173]). Was uns von ihm erzählt wird, ist keineswegs geeignet, seinen Stand in günstigem Lichte erscheinen zu lassen. Er ist so bestechlich, dass er für Geld selbst einen raubgierigen Wolf freigeben würde. Die den Verbrechern abgenommene Habe durfte er übrigens rechtlich für sich behalten[174]).

Aus der geschilderten Gerichtsscene darf nun freilich nicht geschlossen werden, dass in jedem ähnlichen Falle auf gleiche Weise verfahren wurde. Das deutsche Mittelalter kennt keine Entwicklung nach dem Prinzip völliger Gleichheit. So bildete sich selbst das niedrigste Dorfgericht anders, wenn die Gemeinde aus lauter Freien bestand, als wenn sie mit Dienstleuten oder Hörigen vermischt war[175]).

Deshalb dürfen wir uns auch nicht wundern, in unserem Gedichte noch einer Art Volksgericht einfachster Art zu begegnen. Ein Jahr nach den eben erwähnten Vorgängen gerät der von einem Knaben geleitete elende Bettler Helmbrecht in die Hände von Bauern, denen er einst arg mitgespielt hatte. Sofort fallen sie über ihn her, schlagen auf ihn los und hängen ihn an einen Baum. Vorher lassen sie ihn aber noch seine Beichte sprechen und stecken ihm in Ermangelung einer Hostie als stiuwer für daz hellefiuwer ein brosemen von der erden in den Mund[176]). Es erinnert diese auch in anderen Gedichten des Mittelalters vorkommende Sitte an den alten Heidenglauben, nach dem die Erde aus dem Fleische eines göttlichen Urwesens geschaffen war.

---

[171]) Zachers Ztsch. II p. 304. Vrgl. auch die Anmerkungen Lambels zu dieser ganzen Gerichtsscene 1612—1702. [172]) 1613; 1668; 1673 f. [173]) Nach Riezler, Gesch. Baierns II p. 176 f. massten sich damals die Schergen nicht selten selbst die hohe Gerichtsbarkeit an. [174]) 1668, d. h. wenn darauf binnen Jahr und Tag niemand rechtlich Anspruch erhob, Sachsenspiegel ed. Homeyer II 31. § 2. Eine ähnliche schlechte Meinung vom Richterstande erhalten wir auch aus Freidanks Bescheidenheit. Vergl. die Abhandlung von May, Progr. Neisse 1887, p. 17. [175]) Raumer, Gesch. d. Hohenstaufen V, p. 264 f. [176]) 1902 f. Vergl. die Anmerkungen Lambels und die Abhandlung Wackernagels „Erde der Leib Christi" in Haupts Ztschr. VI. p. 288.

Der Leichnam eines Aufgeknüpften blieb an seinem Orte hängen, eine Speise der Raben und Krähen[177]). Nur selten schnitt liebende Hand ihn ab, um ihn am Kreuzwege zu begraben und das Grab allnächtlich ein Jahr hindurch mit Myrrhen zu umräuchern, dem armen Verbrecher zur Seelenruhe[178]).

Auch die kirchlichen Bestimmungen, so zahlreich sie sind, geben uns oft kein Bild der wahren Gesinnung des Mittelalters, sondern nicht selten blosse Forderungen starrer Kirchenlehre, die meist nicht erfüllt wurden. Aber wieder helfen die Dichtungen der Zeit, indem sie uns tiefe Blicke thun lassen in Leben und Denken des Volkes[179]). So bestand bereits im achten Jahrhundert der Grundsatz der Kirche, dass eine Ehe rechtsgültig wird nur durch den Segen des Priesters, und doch sehen wir erst 700 Jahre später diese Forderung völlige Anerkennung erringen und die Ehe als Sakrament gänzlich den Händen der Geistlichkeit überlassen[180]).

Wie um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts durchschnittlich das Volk[181]) über diese Frage dachte, wird uns wieder im „Meier Helmbrecht" bei Gelegenheit der Hochzeit Gotelindes trefflich vorgeführt. Nachdem die von fern und nah[182]) herbeigeeilten Gäste mit den höchst wahrscheinlich gesungenen (1533) Worten:

„Wir suln Gotelinde
„geben Lemberslinde
„und suln Lemberslinde
„geben Gotelinde!

die Feier eröffnet hatten, tritt mit dem Brautpaar ein alter grîse in den rinc,

„der was der worte wîse,
„der kunde sô getâniu dinc.

Dreimal fragt er einzeln Bräutigam wie Braut, ob sie einander als Eheleute begehrten, und dreimal erhält er von jeder Seite kurz und bestimmt eine bejahende Antwort.

„do gap er Gotelinde
„ze wîbe Lemberslinde
„und gap Lemberslinde
„ze manne Gotelinde.

Alle heben nun von neuem einen Gesang an, und mit einem Tritte des Bräutigams auf den Fuss der Braut, dem altdeutschen Zeichen der Besitzergreifung, ist die Handlung beendet. An eine Notwendigkeit des priesterlichen Segens glaubt nicht einmal der Dichter; er hätte sonst sicher in seiner sarkastischen Weise ein tadelndes Wort für den Hergang gefunden.

---

[177]) 624. [178]) 1303—1309. [179]) Vergl. Friedberg, Ehe und Eheschliessung im deutschen Mittelalter, Berlin 1864 p. 26. [180]) cf. Wackernagel, Verlöbnis und Trauung. Haupts Zschr. II (1842) p. 548 ff. [181]) Es ist dieser Ausdruck mit Absicht so gewählt, da ja ausser dem Dichter ritterliche wie bäuerliche Kreise bei der Hochzeit in Betracht kommen. [182]) Die Schilderung dieser wunderhübschen Scene beginnt Vers 1503. Dass Lemberslint sich nach der Richtung verneigt, in der Gotelinde wohnt, als er durch den Bruder ihr Jawort erhält, ist wohl eine Entartung höfischer Sitte.

Ein üppiges Mahl folgt der Feier, bei welchem Braut und Bräutigam auf dem briutestuol sitzen[183]) und die besten Freunde wie die heutigen Brautführer als marschalc, schenke, truhsaeze, kameraere und kuchenmeister ihres Amtes walten und bei dem auch der spilliute nicht vergessen wird. Der Bruder der Braut hatte die Zurüstungen dazu übernommen, von ihm hatte auch der Bräutigam die Braut erbeten[184]). Da Gotelinde heimlich die Eltern verlassen hatte, darf dies nicht auffallen, obgleich für gewöhnlich die Frau von ihrem Vater an den Mann vergeben wurde[185]).

Von freier Wahl ist bei der Frau selten die Rede. Mit nüchternem Blick werden von den Eltern die Vorteile und Nachteile der beabsichtigten Ehe geprüft; die Liebe kommt dabei wenig in Betracht[186]). Dagegen wird die Frage der Heimsteuer, der Mitgift, ausführlich erörtert. In manchen Quellen wird dieselbe „dem Manne von der Frau zugebracht", in andern „der Frau zu ihrem Manne", in den meisten „dem Manne zu seiner Frau gegeben"[187]). So verspricht auch der Meier Ruprecht dem jungen Helmbrecht viele Schafe, Schweine und zehn Rinder. Ob die Frau über diese Mitgift neben dem Manne verfügen darf, lässt das Gedicht nicht klar erkennen. Wohl aber wird dieselbe Eigentümerin der Morgengabe, welche ihr am Morgen nach der Brautnacht von ihrem Manne überreicht wird[188]).

Sprache.

Dass Wernher der Gärtner ein so frisches, lebensvolles Gemälde seiner Zeit entwerfen konnte, liegt nicht zum kleinsten Teil daran, dass er für seine Darstellung meist die Form des Gespräches benutzt, und zwar in einer für das dreizehnte Jahrhundert mustergültigen, fast dramatischen Weise. Von 1934 Versen fallen mehr als 1200 auf Gesprochenes. Dadurch ist die Möglichkeit gegeben, auch über die Art und Weise des damaligen sprachlichen Verkehrs Manches zu sagen, was von kulturhistorischem Werte ist.

Was zunächst die Anrede durch Fürwörter betrifft, so zeigt unser Gedicht, dass das Volk[189]) noch beim gegenseitigen ursprünglichen Duzen stehen geblieben war. Entgegen dem Gebrauch in den höheren Ständen werden selbst Vater und Mutter sicher von den Kindern, wahrscheinlich auch vom Gesinde (712) mit du angeredet. Ebenso duzen sich die Ritter unter einander (986). Jeder Fremde[190]), ausgenommen

---

[183]) 1469. [184]) 1295. [185]) 280 f. Die nüchternen Erwägungen beider Väter über eine Verheiratung ihrer Kinder sind recht bezeichnend. Übrigens ist diese durch kein Einspruchsrecht der Gutsherrschaft beschränkte potestas der beiden Meier ein neuer Beweis für ihre völlige persönliche Freiheit. [186]) cfr. Friedberg, Ehe und Eheschliessung, p. 15. [187]) R. Schröder, Gesch. d. ehelich. Güterrechts 2a p. 20 f. [188]) 1327; 1341; 1352 cf. Weinhold I, 402 f. Die 1418 erwähnten Worte: „des morgens gie si âne stap" sind eine gewöhnliche Redensart, mit der man in der derben Weise des Mittelalters junge Frauen nach der Hochzeitsnacht neckte. Vergl. Keinz, Germania XV p. 357. [189]) Von städtischen Zuständen enthält der „Meier Helmbrecht" nichts. Daher ist unter „Volk" hier das gesamte Landvolk zu verstehen. [190]) 775 f.; 782 f.; 793. Als Fremder gilt dem Vater auch der

ein Knecht (1800 f.) erhält dagegen das ir und scheint dieselbe Anrede auch seinerseits zu gebrauchen (764). Dies ir wendet man ebenfalls an, wenn man recht höfisch sein will, wie z. B. her Lemberslint und frou Gotelint es gegenseitig bei ihrer Hochzeit gebrauchen. Auch der weise Greis kennt in seinem Trauceremoniell diese feinere Anrede.

Nach denselben Gesichtspunkten wird das anredende Fürwort bei den Begrüssungen behandelt. Im gewöhnlichen Leben heisst es da einfach „wis willekomen“[191]). Für feiner gilt dem Volke schon „ir sult gote willekomen sîn“ (716), während der Ritter „willekomen frou“ gebraucht und darauf „got lône iu, her“ als Antwort erhält (1491). Nimmt der gewöhnliche Mann Abschied, urloup, so sagt er: „got der hüete dîn“, „got habe uns alle in sîner pflege“, oder etwas gawählter: „daz dich min trehtîn gefreu“, während der höher stehende seinen Freunden wohl wünscht, „daz si got der guote hete in siner huote“[192]). Von grösserer Bedeutung ist jedoch das wunderliche Gemisch fremdländischer Grussformen, die der junge Helmbrecht aus seinem Ritterleben mit nach Hause bringt. Neben niederdeutschen Worten gebraucht er das lateinische „grâtîâ vester“, das französische „dêû zal“ und das böhmische „dobraytrâ“. Der Dichter veranschaulicht uns damit treffend die damals als fein geltende Sprachmengerei der sich vornehm dünkenden Kreise. Angenehm berührt es dabei, dass die Bauern mit diesem gekünstelten Wesen nichts zu thun haben wollen, sondern in „slichter Rede“ ein „wort tiutischen“ verlangen. Doch immerhin war es nicht das erste Mal, dass ihnen diese fremden Grüsse vorkommen, da sie ja völlig mit ihrer Bedeutung vertraut sind[193]).

Auch sonst waren uns schon bei den ländlichen Einrichtungen manche fremden Ausdrücke, wie die slawischen Bezeichnungen glêt und gîslitze, begegnet. Nur in den Benennungen für lebendige Wesen, mögen wir nun die alten Personennamen Helmpreht, Rupreht, Gotelint betrachten oder die meist imperativischen Scherzbildungen der modernen Räubernamen Slintezgeu, Lemberslint, Slickenwider, Hellesac, Rütelschrîn, Küefrâz, Müschenkelch, Wolvesguome, Wolvesdrüssel oder endlich die Ochsennamen Ouwer, Raeme, Erge, Sunne, ist von irgend welchen fremden Einflüssen noch nichts zu merken[194]).

---

verstossene Sohn, cf. 1717 f. Für das Duzen der Familienmitglieder bietet das Gedicht fast auf jeder Seite Beispiele. [191]) 712. „Einfach“ d. h. mit rede steht, 749. [192]) 641; 645; 1393; 695. [193]) Diese aus der Neigung der Deutschen zu allem Fremdländischen sich erklärende Sprachmengerei tritt uns in den Gedichten Neidharts (ed. Haupt p. 82,2; 102,34) und Helblings entgegen. Bei letzterem wird es geradezu als Sitte bezeichnet, seine Freunde am Morgen mit „tobroytra“, „guten Tag“, zu begrüssen. (ed. Seemüller p. 1. XIV, 20 f.) Auch die Gelehrten der Zeit waren von der Sucht, mit fremdartigen Namen zu prunken, nicht frei. Riezler, Gesch. Baierns II. 170. [194]) Ausser den betreffenden Anmerkungen bei Lambel zu 815 f. und 1185 f. vergl. über die Räubernamen die Bemerkungen Müllers in Haupts Zschr. (1886) XXXI, p. 95; über die Ochsennamen diejenigen von Keinz zu 819 f.

Religion und Moral.

Im ganzen Verlaufe der bisherigen Betrachtungen trat klar und bestimmt immer wieder als Grundzug aller vom Dichter behandelten Verhältnisse, das heisst also als Grundzug für die Entwicklung des ländlichen Lebens im dreizehnten Jahrhundert, die Wahrnehmung hervor, dass die überkommenen alten Formen unberechtigten neuen, die schlechter sind, weichen müssen. Dasselbe Resultat ergiebt auch die genauere Untersuchung der eigentlichen Grundlagen und Triebkräfte alles Handelns, die Darlegung der religiösen und moralischen Zustände unter dem damaligen bairischen Landvolke.

Was zunächst den Dichter angeht, so lernen wir denselben als einen Mann kennen, der durchdrungen ist vom Glauben an ein stetiges höheres Walten und an göttliche Gerechtigkeit. Gott allein giebt dem Menschen alles Gute, selbst dem Dichter seine Kunst (218). Gott, der Wunder schafft (1639), ist aber zugleich ein rächender Gott (1650), welcher dem Verbrechen die Strafe auf dem Fusse folgen lässt und welcher

„dem vil selten übersiht
„der tuot des er niht tuon sol (1685).

Es entspricht diese Anschauung von der göttlichen Gerechtigkeit nicht ganz dem neutestamentlichen Christentume, nach welchem die Wege Gottes für den Menschen oft unerforschlich sind, nach welchem die göttliche Gerechtigkeit nicht gleich auf Erden den Schergen zu schicken braucht, nach welchem das Böse oft sogar nur eine Zuchtrute zum Guten ist und nach welchem daher das Geschick des jungen Helmbrecht einen ganz andern Ausgang hätte nehmen können.

Auch der Gott des alten Helmbrecht ist ein starker und eifriger Gott, der die Kinder straft, welche ihren Eltern widerstreben, und die Stärke des wildesten Verbrechers beim Anblick des Schergen in Schwachheit verkehrt, der aber Ehre im Himmel und auf Erden dem verleiht, welcher die ihm zukommenden Pflichten gegen Gott und seine Nächsten gewissenhaft verrichtet[195]).

So ist der Gottesbegriff unseres Gedichtes ein geradezu alttestamentlicher zu nennen, es sind die Anschauungen der Freunde Hiobs, welche uns auf Schritt und Tritt begegnen, während von dem dreieinigen Gotte des Christentums und den eigentümlichen Lehren der christlichen Kirche sich kaum eine Spur findet[196]).

Eine strenge Erziehung im Sinne dieser Anschauungen, hätte immerhin religiös und moralisch achtbare Menschen schaffen können. Doch davon scheint nach unserm Gedichte im 13. Jahrhundert auf dem Lande nicht die Rede gewesen zu sein. Der eine Vater, den wir genauer kennen lernen, kümmert sich um die Erziehung

[195]) 333; 1261; 535; 252. [196]) Als einzige, aber auch wieder stark mit heidnisch germanischen Anschauungen vermischte Hinweisung auf das Christentum kann man die verschleierte, durchaus nicht kirchlich gültige Anwendung des Altar-Sakraments 1905 f. ansehen. Die blossen Namen bischof, pfaffe, predigaere, nunne, (1148, 742, 564, 109) besagen garnichts.

seiner Kinder so gut wie garnicht; als er endlich den allzu übermütigen Sohn durch wohlgemeinte Ermahnungen von einem thörichten Schritte abhalten will, erntet er selbstverständlich nur Spott als Dank für seine „Predigten". Die gutmütige, aber recht äusserlich gesinnte Mutter hat selbst keinen festen sittlichen Halt in sich und ist deshalb durchaus nicht imstande, ihre Kinder zu erziehen; sie verzieht dieselben vielmehr ganz gründlich, indem sie jeder Laune derselben nachgiebt. Und der Burgherr endlich, der seine Knappen in feste Zucht hätte nehmen sollen, weist dieselben sogar auf die Bahn des Lasters.

Dies sind die drei Vertreter der Jugenderziehung in unserm Gedichte. Dass sie keine sittlich tüchtigen Menschen heranbilden konnten, zeigt vor allem das Beispiel des jungen Helmbrecht.

Als er leichtfertig in die Welt geht, da klingt noch ein frommer Ton aus seinen Abschiedsworten heraus, mit denen er Eltern und Geschwister dem Schutze Gottes empfiehlt. Doch schon nach einem Jahre wilden Lebens ist von Frömmigkeit bei ihm nichts mehr zu merken. Nach alter Gewohnheit führt er wohl noch den Namen Gottes im Munde, aber fast wie Hohn klingt derselbe in seinen gespreizten fremdländischen Begrüssungen oder bei seinen Versuchen, auch die Schwester zum Verlassen von Vater und Mutter zu bewegen (1354). Ehrfurcht vor diesen hatte er unter seinen Spiessgesellen schon lange verlernt; mit frechen, rohen Worten redet er sie an:

„ey waz sakent ir gebûrekîn
„und jenez gunêrte wîf!

Gewiss hatte der Vater Ursache, vil sère hierüber zu erschrecken. Aber noch grösser wäre sein Kummer geworden, hätte er gehört, wie später der Sohn in empörender Weise von ehelicher Untreue seiner eigenen Mutter redet und dem Verführer sogar Glück und Segen wünscht, oder wie die Tochter eiligst diesem unverschämten Beispiele folgt und voller Freude die Vermutung hinzufügt, auch ihr Vater sei eigentlich wohl ein feiner Ritter gewesen (1384 f.). Mag man auch sonst der Gotelind nach ihren reuigen Betrachtungen beim Hochzeitsmahle nicht jeden Sinn für Schicklichkeit und Recht absprechen, mag man sogar ihre sehr unweiblich klingenden Ausführungen über die Ehe immerhin mit den naiveren Anschauungen des dreizehnten Jahrhunderts entschuldigen, das was sie lachenden Mundes über ihre leibliche Mutter sagt, lässt sich nicht entschuldigen. Diese Äusserungen zeigen uns doch, dass die Zuchtlosigkeit der damaligen Jugend nicht auf einzelne übermütige, rohe Burschen beschränkt war, sondern dass schon weite Kreise einer bedrohlichen Verwilderung des sittlichen Denkens anheimgefallen waren. Hieraus erklärt es sich, dass Nonnen ihre Klöster und Kinder ihre Eltern verlassen konnten, dass die jungen Bauern sich wie Ritter gebährdeten und dass Ritter zu Wegelagerern herabsanken, ja dass selbst ein Richter ungerecht seines Amtes walten durfte. Hieraus erklärt sich somit auch die Wahrnehmung, die

als Grundzug des ganzen Gedichtes bezeichnet wurde, dass die alten Formen überall neuen, aber nicht besseren, weichen mussten.

„Die alten turnei sint verslagen,
„und sint die niuwen für getragen.

* * *

Es sind düstere Bilder, welche uns die Betrachtung der moralischen Zustände auf dem Lande im dreizehnten Jahrhundert zuletzt vor Augen geführt hat. Doch damit wollen wir nicht von unserm Gedicht Abschied nehmen, sind uns doch im Verlaufe unserer Untersuchungen Stellen genug begegnet, die einen freundlicheren Eindruck hinterlassen dürften. Wer wäre nicht angenehm berührt worden durch die solide Wohlhabenheit, die sich bei den freien Bauern zeigte, und wer hätte nicht gern den Ansichten des alten Helmbrecht über Menschenpflicht und Menschenwürde Beifall gezollt. Wer hätte aber endlich nicht auch mit Freude aus jeder Seite des Gedichtes herausgelesen, dass damals ein Mann die Schwächen der ländlichen Verhältnisse mit klarem Blick erkannt hatte und es zugleich verstand, dieselben in schlichter, lebensvoller und ergreifender Schilderung zur Darstellung zu bringen dem Volke zu Nutz und Frommen. Dieser Mann, welcher noch nicht die Hoffnung auf Besserung aufgegeben hatte und frisch den Kampf gegen die Gebrechen seiner Zeit begann, war Wernher der Gärtner.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

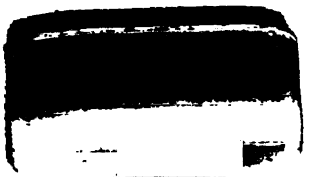
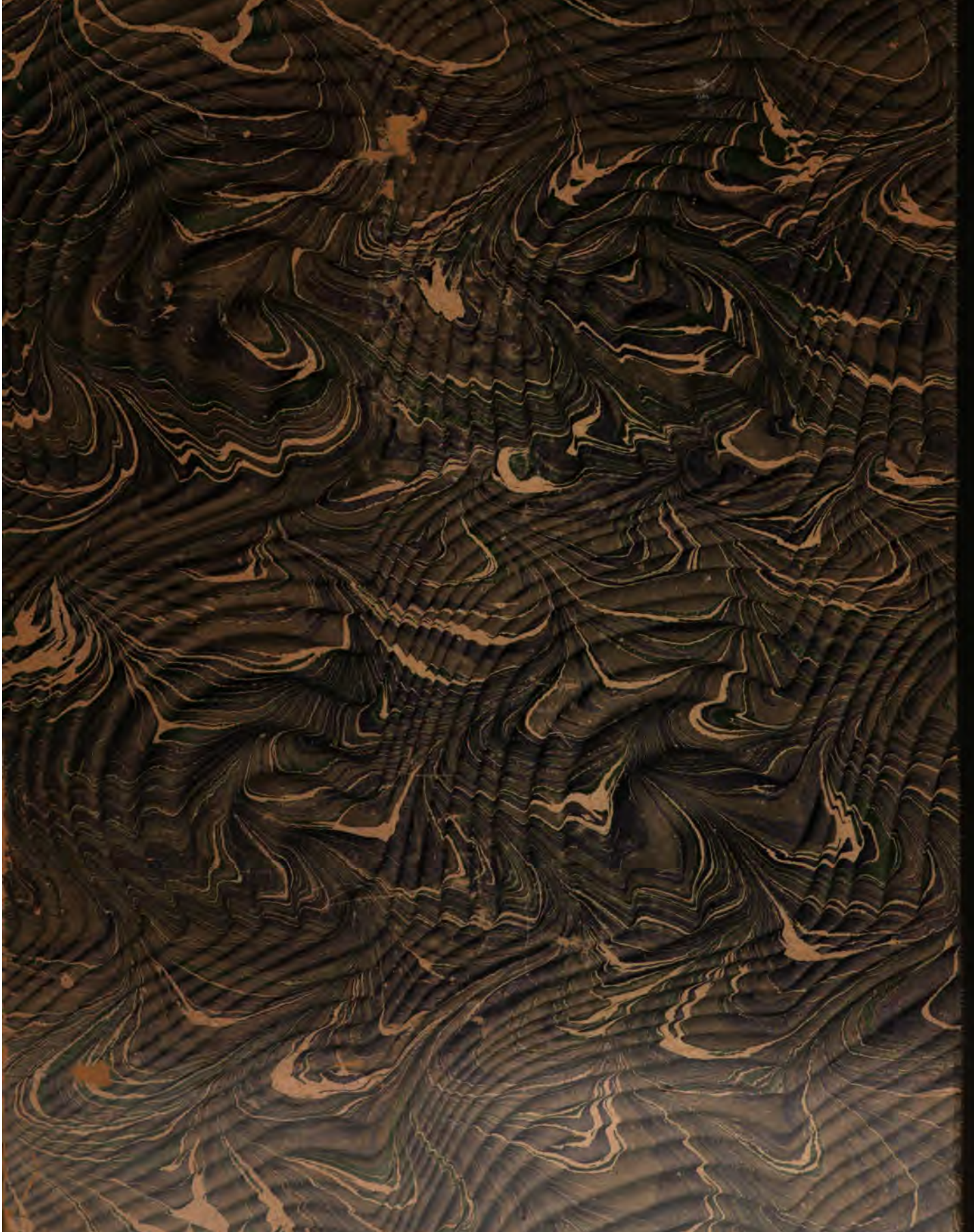
20Jul6[illegible] ICLF (N)	[illegible]WW
	REC'D LD
	MAY 26 '64 -10 AM
REC'D LD	
JUL 29 1961	
11Dec'61 J M	
REC'D LD	
JAN 22 1962	
2Jan'63SSX	
REC'D LD	
JAN 18 1963	

LD 21A-50m-12,'60
(B6221s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

YE 00301

M302538

PT1673
.W4Z7

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY